

d'Lëtzebuerger **Land**

WISSEN

Mat Häerz
a Séil
Lëtzebuerg



Lydie Polfer
Bourgmestre de la Ville de Luxembourg



Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#21 64. Jahrgang 26. Mai 2017



5 453000 174663



3,50€

Strukturfetischismus

Pisa, Épstan.lu, nationales
Observatorium, Wissenschaftsrat,
Bildungsbericht – fehlte früher eine
professionelle Berichterstattung zum
Schulwesen, droht nun Überversorgung

Vorerst nur *Zithageesch*

Das neue Krankenhausgesetz ist noch
nicht der „exzellente Text“, von dem
Lobbyisten im parlamentarischen
Ausschuss reden

Mulmig für die Gemeindewahlen

Die DP steigt aus ihrem Sympathietief
und versucht im beginnenden
Wahlkampf, sich von CSV und LSAP zu
unterscheiden

Foto: Sven Becker

Strukturfetischismus



Studien ohne Ende? Solange sich nicht konkret etwas im Unterricht verändert, bei den Programmen und den Methoden, dürften Luxemburgs *Pisa*-Resultate der Zukunft dieselben sein wie heute und gestern

Ines Kurschat

Wer hätte das gedacht, dass ausgerechnet der liberale Schulminister für mehr schwerfällige Strukturen stehen würde? Seine Partei, die DP, die sonst gern über zu viel Verwaltung schimpft und gerade in der Bildungspolitik vor den Wahlen hoch und heilig keine weiteren Strukturreformen verspricht, hat in diesem Bereich in den vergangenen drei Jahren so viele neue Strukturen geschaffen, wie kaum eine andere vor ihr.

„Le gouvernement a opté pour la mise en place d'une structure lourde“, schreibt aktuell der Staatsrat in seinem Gutachten zum geplanten Observatoire national de la qualité scolaire. Statt eine leichte Struktur zu wählen, schaffe der Bildungsminister zur Steuerung der Schulqualität eine neue Verwaltung. Es sind nicht nur die acht hohen Beamten plus zwei Sekretäre, deren Gehalt allein 1,3 Millionen Euro jährlich verschlingen, die Fragen aufwerfen – es ist selbst für Insider schwierig, nachvollziehen, was die neu geplanten Strukturen sollen.

Es wurde nie richtig deutlich, was konkret die Lehren sind, die die Politik aus den ganz ähnlichen Resultaten von *Pisa*, *Pirls*, *Épstan* und Co. zog, und welche pädagogischen und bildungspolitischen Maßnahmen daraus folgen sollten

Es bleibt vor allem unklar, wie sich die nationale Beobachtungsstelle, die als Auftrag hätte, einen „externen Blick auf das Schulsystem zu werfen und eine Expertenrolle einzunehmen“, in das bestehende Gefüge von Bildungsmonitoring, Bildungsberichtserstattung und Qualitätssteuerung einfügen soll. Denn obschon es im Namen um Schulqualität geht, soll das Observatorium ausdrücklich weder Schulen inspizieren dürfen, noch die Arbeit der Lehrern genauer unter die Lupe nehmen. Das steht in der Vereinbarung, die der Minister mit der Gewerkschaft SNE im vergangenen Jahr unterzeichnet hat (der SEW blieb bei den Verhandlungen außen vor).

Aber der Reihe nach. Schlagzeilen über die internationale OECD-Bildungsstudie *Pisa*, den Leistungstests *Épreuves standardisées* (Epstan.lu), Bildungsbericht, sowie Studien wie *Pirls* oder die nun laufenden Vor- tests zur *International Computer and Literacy Study* lassen fast vergessen, dass es vor gut zehn Jahren

in Luxemburg keine nennenswerte externe Evaluation oder unabhängige wissenschaftliche Analyse des Bildungssystems gab. Der erste Blick von außen seit Jahrzehnten war *Pisa 2000* – und die Ergebnisse waren ein Schock für das wirtschaftlich florierende, erfolgsverwöhnte Land. Obwohl mit nicht unerheblichen methodischen Fehlern belastet, wurde mit einem Schlag offenbar, wie ungerecht das luxemburger Bildungssystem ist, wie ungleich es Bildungschancen verteilt und soziale Nachteile perpetuiert. Nicht dass die Nachricht neu gewesen wäre, die sogenannte *Magrip*-Studie in den 1970-ern hatte in dieselbe Richtung gewiesen. Aber nachdem, mit verfeinerter Methodik, alle folgenden *Pisa*-Studien den Graben bestätigten, gab es kein Leugnen mehr.

In der Zwischenzeit baut die Uni Luxemburg ihre Expertise in der quantitativen Bildungsforschung weiter aus. Aus der Forschungseinheit *Educational measurement and applied cognitive science* (Emacs),

die damals *Pisa* wissenschaftlich begleitete, ist heute das *Luxembourg centre for educational measurement* (Lucet) geworden, das die *Épreuves standardisées* koordiniert und durchführt. Die nationalen Tests in Grund- und Sekundarschule erlauben, die Kompetenzniveaus unterschiedlicher Jahrgänge landesweit festzustellen und zu vergleichen. Inzwischen erhält jede Schule ihre Daten auf ein nationales Mittel berechnet, auch die soziale Zusammensetzung der Schulen wird berücksichtigt.

Eigentlich waren diese Daten, so hatte Emacs-Gründer und Bildungswissenschaftler Romain Martin damals argumentiert, Teil eines externen Feedback-Systems, im Fachjargon Bildungsmonitoring genannt. Entscheidende Unterstützung für die Einführung einer output-orientierten Qualitätssicherung lieferte der damalige Script-Direktor und Generalkoordinator Michel Lanners, der inzwischen nicht mehr im Schulministerium ist. Damit die

Pisa, *Épstan.lu*, nationales Observatorium, Wissenschaftsrat, Bildungsbericht – fehlte früher eine professionelle Berichterstattung zum Schulwesen, droht nun Überversorgung

Schulen und vor allem die in starken Gewerkschaften organisierten Lehrer diese ungewohnte externe Feedback-Kultur annähmen, wurde ihnen damals zugesichert, die Daten nur den Schulen als *Rapports lycées* auszuhändigen. Die dem Service de coordination de la recherche et de l'innovation pédagogiques et technologiques (Script) zugeordnete Agence pour le développement de la qualité scolaire sollte den Schulen helfen, ihre Daten zu analysieren und daraus Anstöße für eine professionellere Qualitätsentwicklung zu ziehen.

Doch in den Lyzeen geschah zunächst einmal nicht viel mit den Daten. Die Informationen schlummerten in den Berichten, die kaum jemand außerhalb der Leitungsebene las: Es fehlte das Know-how, um aus den Daten eine Schulsteuerung mit echten Impulsen für die pädagogische Entwicklung auf die Beine zu stellen. Da half auch die aufklärende Arbeit der Agentur nur begrenzt. Zumal die Furcht davor, selbst bewertet werden zu können, bei den Lehrern sehr groß zu sein scheint und der Schulalltag ja auch noch bewältigt werden muss.

Etwas anders war es in den Grundschulen: Weil dort mit dem Grundschulgesetz 2009 Schulentwicklungsinstrumente wie der *Plan de réussite scolaire*, der unter dem aktuellen Minister in *Plan de développement scolaire* umgetauft wurde, gesetzlich vorgeschrieben wurden, war der Druck, sich mit dem neuen Instrumentarium auseinanderzusetzen, ungleich stärker. Zum einen gibt es Inspektoren, die die Grundschulen begleiten und unterstützen. Zugleich zeichnet die Grundschulen eine strukturelle Schwäche aus: Es gibt keine verantwortliche Schulleitung, die das nötige Wissen und die Weisungskompetenz für eine Umsetzung einer systematischen Qualitätssteuerung hat.

Die Regierungsparteien DP und auch Déi Gréng hatten diesen Fehler zu Zeiten der Opposition massiv kritisiert. Doch auf Druck der LSAP, die den Gewerkschaften zuliebe an den Lehrerkomitees festhielt, gaben sie bei den Koalitionsgesprächen in dem Punkt klein bei. So dass es in den über 150 Grundschulen zwar gewählte Lehrer-Präsidenten gibt, die aber keine Qualifikationen in Leitung, Personalführung, Projektentwicklung haben müssen. Die von Meisch angestrebte Reorganisation des Inspektorats in Regionaldirektionen soll die Schulentwicklung professionalisieren. Aber ob der Aufbau in Regionen statt 17 Schulbezirke mehr Expertise und Professionalität bringen werde, muss sich noch zeigen. Das wird entscheidend von den Ressourcen des Personals und der Schulen abhängen.

Derweil ist die Situation in den Sekundarschulen weitgehend unverändert geblieben. Zwar hatte ein OECD-Bericht von 2012 festgestellt, dass für eine systematische Schulentwicklung hierzulande ein zentrales Steuerungselement fehlt: Die Sekundarschulen sind nur sich selbst und dem Minister gegenüber rechenschaftspflichtig. Eine Schulaufsichtsbehörde, die über die Verwirklichung bildungspolitischer Vorgaben und pädagogischer Zielsetzungen wacht, wie sie in anderen Ländern existiert, gibt es nicht. Damit fehlt für ein funktionierendes Bildungsmonitoring ein zentrales Werkzeug. Damals diskutierten, im kleinen Kreis, um Gewerkschaften und Schuldirektionen nicht aufzuschrecken, einige Beamte darüber, wer diese Aufgabe übernehmen könnte. Die Idee war sozusagen, die Schulen indirekt, durch das Einschreiben von Instrumenten der Qualitätskontrolle, wie den Schulentwicklungsplänen und Aktionsplänen, zu einer professionelleren Entwicklung zu stimulieren.

Doch zum einen war nie ganz klar, was konkret die Lehren sind, die die Politik aus *Pisa*, *Pirls*, *Épstan* und Co. zog, und welche Maßnahmen darauf folgen sollten. Eine pädagogische Strategie, um die durch die Dreisprachigkeit und den Sprachenunterricht verstärkte soziale Segregation zu mildern – das Hauptproblem des Luxemburger Schulsystems – fehlt im Grunde bis heute. Außer den *Proci*-Projektschulen, die auf kompetenzorientierten Sprachunterricht und weniger rigide Selektion setzten, der Europaschule in Differdingen mit einem neuen Sprachprogramm, einigen punktuellen Sprachangeboten, sowie der noch nicht implementierten sprachlichen Frühförderung gibt es in den Lyzeen wenig innovative Ansätze, wie sie die Bildungschancen erhöhen wollen. Nach dem Motto *Shooting*

the messenger stellt Claude Meisch stattdessen lieber die Teilnahme an der *Pisa*-Studie in Frage, mit dem Argument, Luxemburg sei wegen der hiesigen Sprachsituation und dem hohen Ausländeranteil „nicht wirklich mit anderen Ländern vergleichbar“.

Zudem könnte ausgerechnet der Ansatz, in den der Schulminister große Hoffnungen setzt, zur Achillesferse werden: die Autonomie der Schulen und des Lehrpersonals. Wenn die Schulen bessere Ergebnisse liefern sollen, müssen Lehrpläne, Unterricht, Methoden, Didaktik überdacht werden, muss sich die Lernkultur innerhalb der Klassen ändern. Entwicklungspläne zu verordnen, ist eine mechanistische Herangehensweise, die kaum Wirkung zeigen dürfte, solange sie nicht mit konkreten, pädagogisch sinnvollen Maßnahmen (und nötigen Ressourcen) versehen wird. Wenn aber diesbezügliche Mindestvorgaben fehlen und niemand Fortschritte kontrolliert, wenn Fehlentwicklungen nicht analysiert und verbindlich korrigiert werden, wird gezielte Qualitätsentwicklung schwierig. Andreas Schleicher mag als *Pisa*-Vater vielen ein Dorn im Auge sein: Aber seiner Beobachtung von Schulen als schwerfällige (in Luxemburg: Riesen-)Tanker, die nicht eben die Richtung ändern können, dürften seine ärgsten Kritiker zustimmen.

Im Schulgesetz ist die Verpflichtung zu einem Bildungsbericht enthalten. Damit wollte die vorige Schulministerin sicherstellen, dass eine wissenschaftlich fundierte Diskussion um systemische Faktoren für mehr Schul- und Unterrichtsqualität jenseits von *Pisa* in Gang kommt. Der Bildungsbericht sollte *Pisa*-Resultate und andere Studienergebnisse zusammenführen und daraus wissenschaftlich gestützte Impulse für die weitere bildungspolitische Ausrichtung geben. Der erste Bildungsbericht der Uni Luxemburg erschien vor zwei Jahren und enthielt neben viel Bekanntem einiges Neues, Über-



Ab 2018 sollen erstmals Ergebnisse zu Bildungsverläufen vorliegen

Wer hätte gedacht, dass ausgerechnet ein liberaler Schulminister wegen der Schaffung von zu vielen, schwerfälligen Strukturen und Gremien in die Kritik geraten würde?

raschendes gar, etwa die regional sehr ungleiche Verteilung von Bildungschancen. Eine Anleitung, welche bildungspolitischen Schlussfolgerungen daraus zu ziehen seien, liefert der Bericht aber nicht.

Diese brisante Erkenntnis führte im Bildungsministerium und im Script zu nervösen Reaktionen, wie das *Land* bei Recherchen zufällig herausfand, die in der Überlegung mündeten, eine Aufschlüsselung nach Gemeinden künftig zu unterlassen. *Land*-Informationen zufolge war der Verantwortliche des Bildungsberichts über die Kritik an seiner Darstellung gar nicht im Bilde. Offenbar liefen danach die Drähte zwischen Ministerium und Uni heiß. Jedenfalls beteuerte der Schulminister Wochen später in seiner Antwort auf eine parlamentarische Anfrage der CSV-Abgeordneten Martine Hansen, die „Erkenntnis, dass sich die Orientierungsergebnisse zwischen den Gemeinden signifikant unterscheiden, nimmt das Ministerium sehr ernst“. Allerdings sei die Aufschlüsselung auf Gemeindeebene „aus wissenschaftlicher und bildungspolitischer Perspektive fragwürdig“. Man werde „in den kommenden Bildungsberichten an einer regionalspezifischen Analyse der Orientierungsergebnisse“ festhalten, ohne dabei jedoch die Resultate „bis auf die Ebene von Gemeinden oder Schulen herabzubrechen“. Hansen war eine der wenigen Politikerinnen, die die Daten zum Anlass nahm, in ihrem Wahlbezirk ein Bildungstreffen einzuberufen, und die die Schere zwischen Norden und Zentrum im parlamentarischen Schulausschuss wiederholt thematisiert hat.

Auch in die Überlegungen zur nationalen Beobachtungsstelle ist die Uni offenbar nicht gleichberech-

tigt eingebunden. Die Idee stammt aus dem Script, einer Arbeitsgruppe um den politischen Berater und Claude Meischs rechte Hand, Lex Folscheid, sowie Script-Direktor Luc Weis. Antoine Fischbach, Direktor vom Lucet, versteht die Observateure auf *Land*-Nachfrage als „komplementär“. In der Vergangenheit hat sein Institut *Épstan*-Daten nicht nur erhoben und aufbereitet, sondern in eigenen Publikationen analysiert, die aber über die Schulen hinaus wenig öffentliches Echo erfuhren. Dies soll durch eine engere Zusammenarbeit mit den Verantwortlichen des Bildungsberichts besser werden.

Bloß: Wie kann eine Beobachtungsstelle komplementär sein, wenn sie nicht einmal eine *Job Description* enthält, die die Qualifizierung jener Beobachter sicherstellt, die künftig für die Einordnung und Bewertung der Daten zuständig sein sollen? Zudem bestehen, obschon das Gesetz das Observatorium als unabhängig beschreibt, Zweifel eben daran. Ernannt werden die Beobachter vom Grand-Duc, wobei der Präsident des Observatoriums vom Bildungsminister direkt bestimmt werden soll. Es wundert wenig, dass nun Gerüchte zirkulieren, in der Opposition, in den Schulen und im Ministerium selber, der Minister wolle mit der Struktur und den neuen Posten einige durch sein Reformfieber überzählig gewordene Inspektoren beglücken. Mit der Umwandlung der Inspektorate in Regionaldirektionen schrumpft der Anteil hoher Beamtenposten. Dass dem Minister so viel politisches Kalkül zugetraut wird, hat er nicht zuletzt selbst zu verantworten: In kaum einem anderen Ministerium hat das Beamtenkarussell so viel gedreht wie beim Bildungsminister.

Das *What is what* der Bildungsberichterstattung

Die **internationale *Pisa*-Bildungsstudie** der OECD erscheint alle drei Jahren mit wechselndem Schwerpunkt. Nachdem Claude Meisch die Sinnhaftigkeit der Luxemburger Teilnahme im Dezember massiv in Frage gestellt hat, setzt er nun darauf, den Faktor Mehrsprachigkeit im internationalen Ranking bewertet zu bekommen. Auch gebe es „erste Überlegungen“, mit Ländern vergleichbarer Schulpopulationen Studien durchzuführen, sowie bei der Auswertung von *Pisa*-Daten stärker mit Lucet zu kooperieren. *Land*-Informationen zufolge soll der Minister in den Kulissen ernsthaft geprüft haben, *Pisa* fallenzulassen. Allerdings soll ihm nahegelegt worden sein, die Daten der OECD würden nicht nur im *Pisa*-Bericht genutzt, sondern von weiteren Institutionen und Publikationen herangezogen, etwa der Weltbank. Ein Abschied von *Pisa* hätte also für Luxemburg weitreichende Lücken in der internationalen Schulberichterstattung gerissen und wäre mit Sicherheit aufgefallen.

Bei den nationalen **Épreuves standardisées** handelt es sich um standardisierte Leistungstests, die nicht versetzungsrelevant sind (im Unterschied zu dem *Épreuves communes* im vierten Zyklus). *Épstan.lu* wurden von Emacs entwickelt und unter Leitung von Direktor Antoine Fischbach von Lucet stetig ausgebaut. Ab diesem Jahr sollen erstmals auch die 5⁻-Klassen und ab nächstem Jahr dann 7⁻-Klassen an den Tests teilnehmen. Bald soll es zudem erste Ergebnisse aus Längsschnitt-Vergleichsstudien geben. Die Daten, die den Schulen zur Verfügung gestellt werden, sollen ihnen dabei helfen, konkrete Maßnahmen zur Qualitätsverbesserung zu ergreifen. Das funktioniere immer besser, sagt Antoine Fischbach, es gebe mehr konstruktive Rückmeldungen.

Der **Bildungsbericht** sollte ursprünglich alle fünf Jahre erscheinen, wurde dann aber, um mit *Pisa* und *Épstan* abzuwechseln, auf alle drei Jahre festgesetzt. Im Schulgesetz seit 2009 vorgesehen, wurde eine erste Ausgabe 2015 veröffentlicht, auf der Grundlage eines Konzepts des Soziologen und Bildungsforschers Thomas Lenz von der Uni Luxemburg, mit tatkräftiger Unterstützung des Script. In der zweiten Auflage, die für 2018 geplant ist, soll der Schwerpunkt auf Bildungsverläufe und Bildungserfolge liegen. So soll es unter anderem eine Analyse der Bildungsverläufe ehemaliger Schülern geben, die heute im Berufsleben stehen (oder auch nicht). Auch Erkenntnisse aus Längsschnittstudien soll der Bildungsbericht 2018 enthalten.

Die geplante **nationale Beobachtungsstelle** soll mit acht Funktionären besetzt werden. Kritiker aus dem Gewerkschaftslager sehen hier den Grundstein für eine künftige Schulaufsicht der Lyzeen gelegt, obwohl sich das Observatorium aufgrund eines Abkommens zwischen SNE-Gewerkschaft und Ministerium ausdrücklich nicht zur individuellen Performanz von Lehrkräften äußern darf. Auch besteht die Befürchtung, mit der Beobachtungsstelle könnte die Rolle der Bildungsforschung an der Uni Luxemburg indirekt geschwächt werden, wenn künftig statt unabhängigen Wissenschaftlern (politisch bestimmte) Funktionäre die Interpretation und Analyse von Bildungsdaten und diesbezügliche Schlussfolgerungen für die Bildungspolitik vornehmen.

Eigentlich ist der **Conseil scientifique** als beratendes Gremium des Script seit längerem vorgesehen, allerdings kam der Rat nie zusammen. Erst unter dem vorigen Direktor Jos Bertemes wurde die Idee wieder aus der Schublade geholt. Laut Script-Gesetz soll er ebenfalls alle fünf Jahre eine externe Evaluation des Bildungssystems übernehmen und darin durch eine Gruppe von Experten unterstützt werden. Die dem Script zugehörige **Agence pour le développement de la qualité scolaire** wurde ursprünglich ins Leben gerufen, um die Brücke zwischen Schulen und Daten zu schlagen. Sie sollte helfen, die Datensätze zu lesen und Schulen bei der pädagogischen Entwicklung zu helfen. Mit der Reorganisation des Script wird sie diese Funktion verlieren. Stattdessen wird an der Uni in Esch-Belval ein Luxembourg Centre for School-development entstehen.

Der **statistische Dienst** im Bildungsministerium sammelt ebenfalls Daten, unter anderem über den sogenannten *Fichier élève*. Eine der bekanntesten Publikationen sind die Dokumentationen zu den Schulabschlüssen sowie zu den *Chiffrés clés*, die Eckdaten des Luxemburger Bildungssystems. ik

INDEPENDENT ADVISERS. PRACTICAL SOLUTIONS. A DIFFERENT WAY TO THINK ABOUT TAX.

www.atoz.lu

ATOZ
TAX ADVISERS
LUXEMBOURG

Leitartikel

Verkehrte Rollen

Romain Hilgert

Das Ansehen von Politikern ist bekanntlich nicht sehr hoch. Sie gelten vielerorts als korrupt, opportunistisch und bloß auf den eigenen Vorteil bedacht. Das mag manchmal stimmen. Sicher ist aber, dass, mit Ausnahme von Kleinkindern, niemand so korrupt, opportunistisch und auf den eigenen Vorteil bedacht ist wie ihre sich stets für edel und unschuldig haltenden Wähler. Anders als in der Privatwirtschaft, wo die aktive Korruption kein Thema ist, bleibt im Wahlgeschäft der passive Teil der Korruption tabu. Dabei verkaufen die Wähler sich, ihre edele Gesinnung, ihren über *Facebook* verbreiteten kritischen Geist und ihr Gefühl der moralischen Überlegenheit für eine Handvoll Euro an den Meistbietenden, der ihnen zu Beginn eines Wahljahrs etwas weniger Steuern oder etwas mehr Kindergeld, Rente und Punktwert verspricht.

Diese Umstände führen zwangsläufig dazu, dass eine Regierung kurz vor den Wahlen nach der letzten Münze in der Staatskasse kramen muss, um sich die Stimmen der über jeden Verdacht erhabenen Wähler zu kaufen. Und dass die Opposition in einem endlosen Wettlauf zwischen Hase und Igel stets noch einige Euro mehr zu verteilen verspricht, als die Regierung im Interesse anderer Lobbys als der Privathaushalte zahlen will.

Seit jedoch Jean-Claude Juncker über seinen *Spätzeldéngscht* stürzte, sind vorübergehend manche Dinge in der Politik verkehrt. DP, LSAP und Grüne hatten sich zuerst verwegen vorgenommen, die Maastrichter Austeritätskriterien doppelt und dreifach zu unterbieten, bis das Murren ihrer Wähler und der schwarzen Wechselwähler lauter wurde. Daraufhin machten sie auf quietschenden Reifen eine Kehrtwende, senkten die Steuern und erhöhten für ihre Mittelschichten-Wahlklientel die Sozialleistungen und Zuschüsse.

Dadurch wurde die CSV aber auf dem falschen Fuß erwischt. Denn Herr Wiseler hatte sich im Andenken an verblichene CSV-Patriarchen und den mythischen *Werner-Frang* als besonnenen Staatsmann inszenieren wollen, der auf hausväterliche Art und Weise die Steuergelder noch vorsichtiger als die liberale Sparkoalition hütete. Doch nun ist ihm die Konkurrenz der liberalen Sparkoalition abhanden gekommen und es fehlte ihm der Mut zum Wettlauf zwischen Hase und Igel, wie ihn seine Fraktionskollegen Laurent Mosar und Gilles Roth vor allem bei der Unternehmensbesteuerung gezeigt haben. So dass der christlich-soziale Spitzenkandidat sich nun zum Gaudi von DP, LSAP und Grünen in der unbequemen Position wiederfindet,

bei jährlich über vier Prozent Wachstum als Bußprediger und Sparapostel umherzuziehen und die notorisch korrupten, opportunistischen und bloß auf den eigenen Vorteil bedachten Wähler zu ermahnen, den Gürtel enger zu schnallen. Hat die Regierung ihr ursprüngliches Haushaltsziel von einem 0,5-prozentigen Überschuss skrupellos in ein 0,5-prozentiges Defizit verkehrt, will der CSV-Spitzenkandidat dies zwar rückgängig machen, aber nur ein wenig, denn sein Mut reicht bloß zu einem 0,25-prozentigen Überschuss aus.

Bei der Vorstellung der ersten Ecksteine seines Wahlprogramms im vergangenen Oktober kündigte Claude Wiseler auch an, mit dem seit dem Rententisch beliebten Schreckgespenst einer Rentenmauer in den Wahlkampf ziehen zu wollen. Aber während der parlamentarischen Debatte über die Erklärung zur Lage der Nation vor einem Monat gelang es ihm nicht, zu erklären, an welchen „drei bis vier Stellschrauben“, wie Beitragserhöhungen, Verlängerung der Lebensabszeit oder Rentenkürzungen, die nächste Regierung drehen soll, und auch eine anderntags eigens nachgereichte Pressekonferenz schuf kaum größere Klarheit. Doch so delikat, wie das Thema nun einmal ist, kann allzuviel Klarheit vielleicht nur schaden.



blog

Bis zu 25,25 Meter lange LKWs auf Luxemburger Straßen zu lassen, komme nicht in Frage, beruhigt Transportminister François Bausch (Grüne) die LSAP-Abgeordnete Claudia dall'Agnol. Zwar sind die Monster-Trucks neuerdings auf der Hälfte des deutschen Autobahnnetzes zugelassen und in Skandinavien schon seit den 1970-er Jahren.

Für den grenzüberschreitenden Einsatz aber gebe es im EU-Transportministerrat noch keine Mehrheit. Bisher habe sein Ministerium dazu eine einzige Anfrage erhalten, so Bausch, der den Straßengüterverkehr auch weiterhin möglichst auf Schienen- oder Wasserwege verlagern will. pf

Personalien

Personalien

Soziales

Politik

Umwelt

Gesellschaft

Alex Bodry,

LSAP-Fraktionspräsident, arbeitet weiterhin daran, seine Partei wohnungspolitisch von der DP abzugrenzen. Nachdem er vor drei Wochen für koalitionsinterne Diskussionen gesorgt hatte, als er erklärte, die Regierung müsse dafür sorgen, leerstehenden Wohnraum zu besteuern und brachliegendes Bauland notfalls zu enteignen, plädierte er am Dienstag in einem Meinungsartikel für das *Tageblatt* für eine „Deckelung“ der Mieten. Weil mittlerweile fraktionsübergreifend vereinbart wurde, im Herbst eine parlamentarische Konsultationsdebatte zum Wohnungsbau abzuhalten, schob Bodry nach, sein Vorschlag sei „parteiübergreifend“ gemeint. Interessierte Wähler dürften ihn natürlich trotzdem der LSAP zuschreiben. pf

Camilla Hurst,

Schülerin der Europaschule in Luxemburg und leidenschaftliche Forscherin, hat mit ihrer Forschung zu Bakterien die Jury des Intel-ISEF-Wettbewerbes in Los Angeles beeindruckt, wo sie mit dem vierten Preis in ihrer Kategorie ausgezeichnet wurde. Damit erhält erstmals überhaupt eine Forscherin aus Luxemburg einen Preis bei dem Wettbewerb, der von der Society for science and art organisiert, von der Firma Intel finanziert wird und an der mehr als 2 000 junge Forscherinnen und Forscher im Alter zwischen 15 und 18 Jahren teilnehmen. ik

Laurent Zeimet,

Generalsekretär der CSV, kündigte am Montag an, dass seine Partei bisher in 38 der 43 Proporzgemeinden Kandidatenlisten aufgestellt habe. An den fünf letzten Listen wird gearbeitet, darunter in der schwarzen Hochburg Hobscheid, wo die CSV 2011 auf 73,41 Prozent der Stimmen kam. Der Aufforderung von Parteipräsident Marc Spautz, an den Gemeindewahlen teilzunehmen, sei die Hälfte der CSV-Fraktion im Parlament nachgekommen. Ein 30-seitiges Rahmenprogramm soll die Kohärenz zwischen den kommunalen Wahlprogrammen und der Landespolitik der CSV gewährleisten. In einer Internet-Umfrage können die Wähler ihnen wichtige Anliegen und eine Bewertung der Informations- und Haushaltspolitik ankreuzen. rh.

Nicolas Schmit,

Arbeitsminister (LSAP), legte am Mittwoch dem Ministerrat seinen bereits den Südgemeinden, einem LSAP-Kongress und während einer Pressekonferenz vorgestellten Gesetzesvorentwurf zum Kampf gegen die Langzeitarbeitslosigkeit vor. Unternehmer, die beim Arbeitsamt eingeschriebene Langzeitarbeitslose unbefristet einstellen, sollen aus dem Beschäftigungsfonds die Lohnkosten mit der Beschäftigungsdauer abnehmend erstattet bekommen. Die Regierung schickt den Entwurf nun an das Parlament, den Staatsrat und die Berufskammern. rh.

Hurra, die Rente naht!

Während CSV-Spitzenkandidat Claude Wiseler vor der Rentenmauer warnt, richten LSAP-Sozialminister Romain Schneider und DP-Familienministerin Corinne Cahen den Konferenzzyklus *Endlich in Rente! Und jetzt?* aus. Er soll die interessierte Öffentlichkeit informieren, wie sich vermeiden lässt, dass der Eintritt in den Ruhestand „das Leben auf den Kopf stellt“. Während kommenden Montag der erste von drei Vorträgen „Praktische Informationen“ zur Altersrente vermittelt, wird der dritte am 26. Juni das Publikum mit „Tausend und eine Art den Ruhestand zu leben. Erfahrungen junger RentnerInnen“ konfrontieren. Sogar das reale Renteneintrittsalter stärker ans legale heranzuführen, scheint in Vorwahlzeiten zweitrangig geworden zu sein. pf

Zentrale Urlaubsverwaltung

In seinem am Dienstag verabschiedeten Gutachten zur Reform der Sonderurlaube im Arbeitsrecht wirft der Staatsrat Fragen der praktischen Anwendung auf, die eine Art zentrale Urlaubsverwaltung nötig machen. Wenn beispielsweise der Familienurlaub im Krankheitsfall von Minderjährigen über mehrere Jahre nach Altersklassen gutgeschrieben werden könne, stelle sich die Frage, wie dies im Fall eines Wechsels des Arbeitsgebers verbucht werde. Oder wenn die Zahl der Urlaubstage von der Versicherungsdauer abhängig sei, bleibe unklar, ob Urlaub zurückgezahlt werden müsse, wenn alle Tage schon aufgebraucht seien und dann die Sozialversicherung aufgekündigt werde. rh.

Dienstreisen



Nach einer Polemik über die luxuriösen Reisebedingungen der CSV-Abgeordneten Nancy Arendt fertigte die Kammervverwaltung eine Aufstellung der Dienstreisen der Abgeordneten an. Danach reisten Abgeordnete vergangenes Jahr 209 Mal zu internationalen Treffen ins Ausland, 70 Mal in Begleitung von Beamten des Parlaments. Die 138 Flugreisen, 102 Autofahrten und 39 Bahnreisen kosteten insgesamt 239 000 Euro, zu denen 88 000 Euro Hotelkosten kamen. Die Reisen galten meist internationalen parlamentarischen Vereinigungen wie denjenigen des Europarats oder der Nato (Foto: Parlament). rh.

Die Regierung teilt mit

Die Regierung hatte sich eine Reform des Service information et presse vorgenommen, der jahrelange im Verdacht stand, eine Propagandastelle des ehemaligen CSV-Premiers Jean-Claude Juncker gewesen zu sein, und deshalb immer mehr Konkurrenz durch die wachsende Zahl von Pressesprechern der einzelnen Minister bekam. Ein Gesetzesentwurf zur Änderung des Mediengesetzes von 1991 sieht nun vor, dass der Dienst nicht mehr auf die Presse konzentriert sein, sondern vermehrt über Internet, *Facebook* und *Twitter* kommunizieren sowie zur Verbreitung von *Open data* und der „Marke“ Luxemburg beitragen soll. rh.

Nur sauberes Wasser

Luxemburg kann auch dieses Jahr wieder behaupten, ausschließlich über Badegewässer von „exzellenter“ Wasserqualität zu verfügen, jedenfalls laut dem neuesten EU-Badegewässerbericht der Europäischen Umweltagentur. Dem Bericht nach wurden an den insgesamt elf Messstellen am Stausee Obersauer (Foto: Patrick Galbats), am Weiswampacher See und dem Baggersee in Remerschen überall vorbildliche Werte gemessen. Aber bis vor acht Jahren schloss das Monitoring auch neun Standorte am Ober- und am Unterlauf der Sauer und an der Our ein. Die Wasserqualität dort war aber so schlecht, dass ihnen ab 2010 der Status „Badegewässer“ aberkannt wurde. Man könnte daher sagen, exzellent sei die Lage erst, wenn man sich auch in die Flüsse unbesorgt wagen kann. Oder man sieht alles nicht so eng und steigt zum Beispiel in den Echterbacher See: Der wurde vorsichshalber noch nie für die EU beprobt, aber für die Schwimmwettkämpfe zum Echterbacher Triathlon ist das Wasser immerhin gut genug. pf



Amber-Alarm auf Facebook



Wenn künftig ein Kind entführt wird oder verschwindet, bekommen auch die rund 300 000 *Facebook*-Kunden hierzulande im Rahmen von Amber Alert eine Fahndungsmeldung der Polizei geschickt. Das Alarmsystem Amber Alert wurde im April vergangenen Jahres als Teil eines internationalen Netzwerks eingeführt, um über Radio, Fernsehen, Internet, öffentliche Anzeigetafeln und Plakate nach Kindern zu fahnden. Die Erfahrung lehrt, dass das Schicksal eines entführten Kindes wesentlich von der Geschwindigkeit abhängt, mit der die Fahndung nach ihm aufgenommen wird. Amber ist der Vorname einer 1996 in Texas entführten und ermordeten Neunjährigen. rh.



Corinne Cahen; Fernand Etgen, Pierre Gramegna, Marc Hansen; Xavier Bettel

Mulmig für die Gemeindewahlen

Romain Hilgert

Mit Blick auf den neuen französischen Präsidenten Emmanuel Macron meinte DP-Präsidentin Corinne Cahen am Sonntag: „Der Modernisierungsprozess, den unser Nachbarland nun mit dem neuen, jungen und dynamischen Präsidenten beginnt, der hat bei uns schon im Dezember 2013 begonnen.“ Und wer braucht schon einen Macron, wenn er einen Bettel hat? Denn „durch unseren formidablen Botschafter, Xavier, hat Luxemburg den Ruf eines jungen, dynamischen, modernen Landes“. Sie bedankte sich beim Premier, und der Kongress im ehemaligen Straßenbahndepot auf dem Limpertsberg brach in Applaus aus.

„Ich kann es kaum erwarten, dass die Reformen bei den Leuten ankommen“, hatte der Premierminister auf dem DP-Parteitag vor einem Jahr in Bonneweg gefeiert. Doch „nun, da schon viele Reformen umgesetzt sind und da diese Reformen auch direkt das Leben der Menschen verbessern, nun wissen die Leute, dass diese Politik richtig war und ist“, beruhigte ihn endlich Parteipräsidentin Corinne Cahen am Sonntag. Bettels Vorsprung auf Macron ist, dass die Luxemburger die laut Meinungsumfragen, Europawahlen und Referendum oft als schmerzhaft empfundenen liberalen Reformen schon hinter sich haben.

Nachdem die DP in einer Verzweiflungstat vor anderthalb Jahren ihre gesamte Führungsspitze ausgetauscht und dann ihre Sparpolitik für beendet erklärt hatte, kündigte Xavier Bettel in seiner Erklärung zur Lager der Nation vor einem Monat an, dass sich der ungestüme Reformeifer der liberalen Koalition gelegt hat, dass nun die gemächlichen Zeiten der Lebensqualität begonnen haben. „Das Land hat schwierigere Zeiten hinter sich“, berichtete er am Sonntag, aber nun seien sie gemeistert. Er erinnerte an im eigenen Lager beliebte Reformen der vergangenen Jahre, wie die laizistische Feier am Nationalfeiertag und die Lockerung des Abtreibungsgesetzes.

Auch für Parteipräsidentin Corinne Cahen bricht mit dem Wahlkampf die Zeit der Bilanz an. Und sie zählte auf: 80 Millionen Euro jährlich in die Kinderbetreuung, nationale Bioprodukte, autonomere Schulen, Steuerreform, Elternurlaub... Ebenso freute sie sich über die Fortschritte in der von den Grünen verantworteten Transportpolitik, darunter „die Straßenbahn, die Ende des Jahres endlich auf dem ersten Streckenabschnitt fährt“ und deren Bau sie als Vorsitzende des hauptstädtischen Geschäftsverbands vor den Gemeindewahlen 2011 noch heftig kritisiert hatte.

Dem gegenüber stellte die Parteipräsidentin die CSV als Miesmacher und Ewiggestrige dar: „Ich kann deshalb auch nicht verstehen, dass in einer

Zeit, da es Luxemburg gut geht, da alle internationalen Institutionen uns für unsere öffentlichen Finanzen die allerbesten Noten ausstellen, da die Arbeitslosigkeit sinkt, da die Zufriedenheit der Leute in den Betrieben hoch ist, dass in solch einer Zeit verschiedene Politiker sagen, das Land könne sich das alles nicht leisten und das Land und die Leute müssten jetzt einmal den Gürtel enger schnallen. Es gibt derer, die Angst verbreiten vor irgendeiner nächsten Krise. Es gibt derer, die am liebsten hätten, der Luxemburger Staat sparte sich in die nächste Krise hinein.“ Premier Xavier Bettel warnte sogar davor, dass „verschiedene Parteien“ seine Reformen „zurückdrehen und abschaffen wollen“, deshalb wolle er „alles tun und kämpfen“, damit die DP nächstes Jahr an der Macht bleibe und das Rad der Geschichte nicht zurückgedreht werde.

Aber der beginnende Wahlkampf ist auch die Zeit, Alleinstellungsmerkmale nicht nur gegenüber der Opposition, sondern auch innerhalb der Mehrheit zu suchen, um sich von den Koalitionspartnern zu unterscheiden und die eigene Wählerschaft an sich zu binden. Dazu hatte Wirtschaftsminister Etienne Schneider auf dem Neujahrsempfang seiner Partei am 11. Januar gemeint, dass ein Teil der von der dritten Industriellen Revolution und von Industrie 4.0 erwarteten Produktivitätsgewinne über Arbeitszeitverkürzung an die Lohnabhängigen weitergereicht werden könnten. Denn er weiß, wie nützlich dieses Reizwort ist, um die LSAP im Wahlkampf als Partei der gegen Lohn und Gehalt Arbeitenden links zu positionieren.

„Vor kurzem wurde ja vorgeschlagen, die Arbeitszeit einfach zu senken. Und ihr wisst, dass die DP da mehr als skeptisch reagierte“, griff die Präsidentin der nach eigenem Bekunden Mittelschichtenpartei Etienne Schneiders Einladung zum Klassenkampf freudig auf. Schließlich bekommen die DP-Minister oft genug von den eigenen Anhängern zu hören, dass die Sozialisten den Ton in der Regierung angeben. Familienministerin Corinne Cahen ging es nicht um Produktivitätsgewinne, sondern es müsse möglich sein, in verschiedenen Lebensphasen mehr oder weniger zu arbeiten. „Und deshalb kann man nicht einfach pauschal Arbeitszeitverkürzungen fordern, die Arbeitswelt muss flexibler werden.“

LSAP-Fraktionssprecher Alex Bodry hatte während der Debatte über die Lage der Nation gemeint, dass man im Kampf gegen die Wohnungsnot „Enteignungen ganz deutlich ins Auge fassen“ müsse, und den Wählern aus dem Herzen gesprochen, die zur Miete wohnen oder deren Besitz sich auf zwei Ar Grundstücken mit einem hypothekierten Eigenheim beschränkt. So konnte die DP-Präsidentin ihren in Immobilien anlegenden Oberschichten beteuern: „Wir nehmen niemand seine Grundstücke oder Wiesen weg, für die er sein Leben lang gearbeitet hat. Deshalb kommen neben den schon bestehenden Instrumenten keine neuen radikalen Maßnahmen in unser Wahlprogramm stehen!“ Der Kongress applaudierte begeistert, die Präsidentin lachte breit. Vom grünen Koalitionspartner distanzierte sich die DP nicht.

„Wir nehmen niemand seine Grundstücke oder Wiesen weg!“ (DP-Präsidentin Corinne Cahen)

So steigt die liberale Regierung langsam aus dem Sympathietief, in das sie nach ihren Steuererhöhungen und Einsparungen gefallen war. Dank Steuerreform und hohem Wachstum nimmt in der Partei sogar die Kritik an der eigenen „Konturlosigkeit“ ab. Trotzdem sieht die DP den Gemeindewahlen mit gemischten Gefühlen entgegen. Im Norden ist sie sowieso „in keinem Schöffenrat vertreten“, so Bezirkspräsident Marco Koeune, auch der Süden ist laut Bezirkspräsident Max Hahn nur „Liebe auf den zweiten Blick“. In der liberalen Vorzeigegemeinde Differdingen hat die Meisch-Dynastie abgewirtschaftet. Und in der Hauptstadt finden selbst treue DP-Mitglieder, dass eine Verjüngung überfällig ist – doch mangels Nachfolger muss Lydie Polfer noch einmal antreten, obwohl sie ihre Bürgermeisterinnenlaufbahn schon vor 35 Jahren begonnen hatte.

Um den Sukkurs für die am nächsten Montag veröffentlichte Kandidatenliste zu stärken, durfte die hauptstädtische Bürgermeisterin auf dem Landeskongress ausgiebig erzählen, wie sie 869 Einsprüche gegen den Bebauungsplan einzeln angehört habe, weil das, was sie und Ex-Schöffin Anne Brasseur „früher ‚Dialog‘ und ‚Transparenz‘ nannten, heute ‚Partizipation‘ heißt“. Die Begriffe wechseln, aber was bleibt, ist die „Liebegeschichte zwischen der Stadt Luxemburg und der Demokratischen Partei“. Generalsekretär Marc Ruppert beschwor: „Lydie ist durch und durch DP, durch und durch Stadt, und wir alle hier sind mehr denn je Lydie Polfer.“

Dann wurde ein mannshohes stahlblaues Herz mit dem seinerzeit von Claude Meisch eingeführten grünen Tupper enthüllt, das den Wahlkampfslogan „Mat Häerz a Séil Lëtzebuerg“ trug. Der in Herzensangelegenheiten ebenfalls gerne auftrumpfende Premier nutzte das Zusammentreffen von Herz und Polfer, um dem Kongress zum wiederholten Mal seine *Nuit de feu* zu erzählen, wie er als Primärschüler Bürgermeisterin Lydie Polfer erfolgreich um einen Spielplatz gebeten hatte. Und der Regierungschef im Wahlkampfmodus, der nach seiner Gesangsseinlage in der Rockhal während der vergangenen Tagen an der Jahresversammlung des Jägerverbands und am Tag der offenen Tür der Kannerklinik teilnahm, das Lycée des arts et métiers und die Filmfestspiele in Cannes besuchte, musste die Selbstverständlichkeit ankündigen: „Ich werde Lydie Polfer wählen.“



Über 300 Mitglieder waren am Sonntag zum Parteitag erschienen



La mandature du DP à la Culture aura été celle de la démission de l'État de la chose culturelle. Ou : comment les banquiers, les avocats et les auditeurs ont repris la Culture

La grande privatisation

josée hansen

1. Où les managers chassent les intellectuels

Marc Hostert est un économiste. Il a une formation pure et dure en économie et croit aux grands principes du capitalisme. Que l'effort individuel doit être récompensé par exemple. Même si lui est fonctionnaire, assistant du libéral Henri Grethen, d'abord au ministère de l'Économie, puis à la Cour des comptes européennes (où il travaille toujours), il était aussi animateur à *RTL Tële Lëtzebuerg*, pour l'émission économique *Kapital* par exemple, ou pour *Success story*, une émission qui cherchait à encourager l'entrepreneuriat selon le schéma d'une émission à talents. Depuis un an, il est aussi le président du Cercle artistique, où il a succédé à l'esthète et architecte Jean Petit. Il y introduit des principes de l'économie privée, comme la réalisation d'un *Kënschtlerbarometer*, une sorte de hitparade des artistes autochtones selon leur notoriété. Or, ce ne sera pas une liste établie selon leur valeur de marché (comme cela se fait ailleurs) – les artistes connaissent très bien l'évolution de leurs prix –, mais une enquête d'opinion réalisée par TNS-Ilres, qui établira leur notoriété spontanée (« pouvez-vous nommer des artistes luxembourgeois ? »). À son arrivée au ministère de la Culture, en 2016, Xavier Bettel avait fait le même exercice, concernant tout le spectre culturel. Les résultats furent dévastateurs : les gens ne connaissent pas les artistes autochtones, à l'exception de Serge Tonnar, Thierry van Werveke et Fausti. Les résultats de l'enquête du Cal seront présentés le 1^{er} juin : elle constitue un des points forts des festivités du 125^e anniversaire de la représentation des plasticiens au Luxembourg, qui sera fêtée en 2018.

Florence Reckinger-Taddei est juriste à la Banque de Luxembourg et passionnée d'arts plastiques. À ce titre, elle est actuellement présidente des Amis des musées et membre du Conseil d'administration du Mudam. Et elle est Arlésienne. C'est elle qui a eu l'idée de chercher à montrer le travail de photographes autochtones aux prestigieuses *Rencontres d'Arles*, dès cet été. Elle en a discuté avec le secrétaire d'État à la Culture, Guy Arendt (DP), dans un TGV. « Nous avons fantasmé en revenant d'une exposition que nous avions visitée ensemble » se rappela Guy Arendt lors d'une conférence de presse de présentation du projet, lundi au ministère de la Culture, « et cela a immédiatement déclenché une énorme dynamique. Qui connaît Florence sait qu'elle est bi-turbo, non, tri-turbo même. Nous avons tout de suite été enthousiastes. » Florence Reckinger-Taddei a réussi à mobiliser non seulement son réseau de connaissances dans le monde économique pour contribuer au financement du projet, mais aussi, via le support du ministère, toutes les institutions impliquées d'une manière ou d'une autre dans la promotion de la photographie, notamment le CNA (qui n'a jamais pris aucune initiative en direction des *Rencontres d'Arles* jusque-là). Et en quelques mois seulement, elle a monté un pavillon luxembourgeois qui montrera des photos (des retires d'artistes) d'une trentaine d'artistes sélectionnés par un comité artistique autour de l'incontournable Paul di Felice, dans une scénographie conçue par Nico Steinmetz, le président du Luca, installée dans la Chapelle de la Charité. Les quelque 250 000 euros que coûtera la projet – c'est autant que le pavillon à la biennale de Venise, qui montre des projets originaux –, seront apportés à 45 pour cent par la main publique et à 55 pour cent par des partenaires privés.

Si on considère que c'est par les nominations à la tête des institutions culturelles qu'un ministre de la Culture fait sa véritable politique, on décèle une ligne claire dans celle de Xavier Bettel : Delphine Munro, nouvelle présidente du Casino Luxembourg – Forum d'art contemporain, vient de la Banque européenne d'investissement ; Pierre Ahlborn, dont le mandat de président de la Philharmonie vient d'être prolongé de cinq ans, est le directeur de la Banque de Luxembourg ; Luc Henzig, nouveau président du conseil d'administration de la Rockhal, a fait carrière et fortune en tant qu'auditeur et associé chez PWC ; Philippe Dupont, le vice-président du Mudam (aux côtés de la grande-duchesse héritière Stéphanie, qui en assure la présidence), est avocat d'affaires et un des partenaires de l'étude Arendt & Medernach. D'ailleurs, Guy Arendt lui-même fut sa vie durant avocat

d'affaires lui aussi. Peu à peu, les hommes et femmes d'affaires ont remplacé la figure de l'intellectuel à la gestion de la chose culturelle (enfin, au Luxembourg, cette figure de l'intellectuel était toujours incarnée par l'enseignant du secondaire détaché à la Culture). Alors, même pleins de bonne volonté et d'intérêt pour l'art et la culture, conscients aussi qu'un engagement dans le domaine artistique est un bel achèvement sur un CV, ces nouveaux dirigeants introduisent les principes du management qu'ils connaissent de leur pratique professionnelle quotidienne dans la gestion des instituts dont ils assurent la responsabilité. Où on parle désormais rentabilité, *break-even*, réduction des frais, concurrence... Que les candidats à la direction du Mudam doivent envoyer leur candidature à Deloitte n'en est qu'une expression parmi d'autres (organisation de banquets et d'événements mondains, entrisme, politique du chiffre,...)

2. Où l'État a outsourcé la politique culturelle vers le privé

Maggy Nagel (DP) fut nommée au ministère de la Culture en 2013 avec la mission claire de nettoyer les écuries d'Augias, comme le DP voyait visiblement le secteur culturel. Trop de subsides et trop de clientélisme, pas de critères d'attribution clairs et aucune transparence étaient les reproches récurrents vis-à-vis de plusieurs décennies de politique culturelle chrétienne-sociale. Nagel résilia toutes les conventions avec le secteur associatif, fit analyser tous les subsides directs, en publia les résultats en toute transparence dans les rapports annuels du ministère – pour ensuite continuer comme avant (ou presque).

La véritable politique culturelle toutefois, celle de l'établissement d'axes forts et de stratégies de financement, du sondage des besoins du secteur et le développement de ce plan de développement culturel promis dans le programme de coalition DP/LSAP/Verts, le ministère l'a outsourcé vers le secteur privé. L'Œuvre nationale de secours grande-duchesse Charlotte, qui gère l'argent de la Loterie nationale et le redistribue vers les secteurs social, sportif, écologique et culturel, a fixé des critères rationnels d'attribution de ses aides, par le biais notamment du fonds de soutien aux jeunes artistes Start-Up, après des discussions avec des représentants du secteur. Et le Fonds culturel national (Focuna), qui, bien qu'étant un organe public attaché au ministère de la Culture, distribue l'argent privé que lui verse l'Œuvre, a fait, sous la présidence de Jo Kox, un remarquable effort de transparence et d'objectivation de ses aides et bourses. Ce même Jo Kox qui, sous le statut désormais de l'expert externe de statut privé, avec un mandat public clair, a fait durant un an le suivi des premières *Assises culturelles* pour le compte du ministère de la Culture. Dans un mois, il en présentera le bilan, d'abord à la Chambre des députés, puis au grand public.

3. Où le secteur privé a dépassé l'État en dynamisme et en initiative

« Nous avons surtout un énorme retard en matière d'initiatives privées dans le domaine de la culture », affirme un observateur de la scène artistique locale. Dans le domaine des arts plastiques, pourtant, beaucoup de choses ont changé ces dernières années : de grandes sociétés, comme Lalux, Foyer ou Axa ont monté des collections d'œuvres d'art pour orner leurs nouveaux sièges. D'autres, comme les banques ING et Bil, l'étude d'avocats Allen & Overy ou l'assureur La Baloise, créent des prix ou bourses dotés de sommes conséquentes qu'ils attribuent à des artistes sélectionnés par des jurys de professionnels. D'autres sociétés encore, plus petites, voire des mécènes privés, profitent des structures et du professionnalisme de la Fondation de Luxembourg ou du Focuna pour redistribuer leur argent sous forme de bourses aux artistes (comme celle de la Fondation Michelle dans le domaine de la musique). Le Prix Edward Steichen, qui consiste en deux résidences d'artiste à New York, attribué à rythme biennal, fut une initiative privée et est financé en grande partie par des sponsors commerciaux. Bien que l'État soit parmi les financiers, le

grand public en est quasiment entièrement exclu : l'attribution du prix se fait devant un parterre de riches amateurs d'art prêts à payer le prix fort pour le repas de gala qui en constitue l'événement principal. La Luxembourg Art Week est une initiative privée de la galeriste Alex Reding et tente de fédérer le secteur commercial des galeries, institutionnel des musées et centres d'art, et associatif, des clubs d'artistes et des espaces à but non lucratif.

Pourtant, ces vingt dernières années furent celles du développement rapide de nouvelles institutions culturelles : Mudam, Casino, Rockhal, Philharmonie, Naturmusée, Musées de la Ville – rien de tout cela n'existait avant 1995. Il faut dire aussi que beaucoup de ces nouvelles structures sont des établissements publics, constituant un début de logique managériale. Même si son évolution a été freinée depuis 2007, le budget attribué à la culture a connu un développement exponentiel, tout comme le nombre d'emplois en CDI dans le secteur. Mais tout se passe comme si certaines de ces institutions étaient fatiguées, tellement occupées à gérer leurs affaires courantes que l'esprit d'initiative en souffre. Or, la nature a horreur du vide – et c'est ainsi que naît l'initiative privée, portée par l'enthousiasme des amateurs. Pourtant, la notion de service public, dans le sens de service *au* (grand) public, c'est-à-dire des principes comme l'accès démocratique pour tous, même et surtout les classes populaires, où des réflexes comme l'archivage, l'accompagnement intellectuel des initiatives, etc, font parfois les frais de cet enthousiasme. La figure du « grand commis de l'État » qui assure la pérennité du service public, comme le furent encore Jeannot Waringo de l'IGF ou Guy Dockendorf à la Culture, n'existe plus. Après le départ de Bob Krieps, Xavier Bettel n'a plus désigné de responsable du ministère, mais l'a remplacé par un cabinet légial.

4. Où l'argent provient pourtant des caisses de l'État

Alors, si à l'étranger, tous les commentateurs et philosophes mettent toujours en garde devant la privatisation galopante du secteur culturel et craignent un désinvestissement (aussi financier) de l'État, la situation est plus complexe au Luxembourg. Car au grand-duché, le budget global attribué à la culture a repris sa croissance – de 118 millions en 2016 à 124 millions cette année, même si cela ne constitue toujours pas le un pour cent du budget de l'État établi comme norme en Europe (mais 0,88 pour cent en 2017). Or, là où à l'international, les institutions craignent la concurrence du très grand capital dans leur secteur, comme Louis Vuitton ou Pinault, qui ouvrent désormais leurs propres Fondations et musées et s'y lancent dans le gigantisme des projets que ne pourraient jamais se payer les musées publics (voir Damien Hirst et sa mégalomanie à Venise), au Luxembourg, ces initiatives privées sont de fait (co)financées par l'État. Et c'est là que le bât blesse. Car ici, la masse critique est toujours tellement faible qu'il n'y a pas de *peer pressure*, pas de réflexes pour chasser les conflits d'intérêts, mettre en garde devant la valorisation d'un artiste au plus grand musée d'art moderne du pays, alors même qu'il est aussi exposé et récompensé dans la société privée d'un des administrateurs du Mudam. Cette caution que constitue une exposition dans une institution publique nationale a pourtant des répercussions sur la valeur de marché de ce même artiste, fut-ce dans le cadre d'une même initiative, le *Mois européen de la photographie*.

Alors, peut-être que ces évolutions sont encore un peu trop récentes pour être complètement réfléchies. Peut-être que les réflexes pour une coexistence fructueuse entre initiatives privées et service public se mettront encore en place. L'État est demandeur d'un *creative cluster* dynamique, qu'il peut mettre en avant dans sa politique de *nation branding* devant faire oublier la mauvaise image du Luxembourg comme paradis fiscal. Mais alors il ne faut pas que les mêmes banques qui furent conspuées jadis pour le secret bancaire reprennent la gestion de la culture. Il serait temps que les artistes se libèrent à nouveau, s'émancipent et reconquière leur place, qui est centrale, dans le secteur culturel. Et que le public suive.



Lors de la présentation de *Flux Feelings*, le pavillon luxembourgeois aux *Rencontres d'Arles* 2017, lundi au ministère de la Culture (de haut en bas) : photo de groupe ; le photographe Armand Quetsch avec le secrétaire d'État à la Culture Guy Arendt (DP) ; Florence Reckinger-Taddei, instigatrice du projet

Comme tous les ministres, Xavier Bettel (DP) fait sa véritable politique culturelle par les nominations : peu à peu, les hommes et femmes d'affaires ont remplacé la figure de l'intellectuel

Das neue Krankenhausgesetz ist noch kein „exzellenter Text“

Vorerst nur Zithageesch

Peter Feist

Zu den Erfolgsberichten der DP auf ihrem Parteitag am vergangenen Sonntag gehörte auch einer über das neue Krankenhausgesetz: „Unsere Experten Edy und Lex machen im Gesundheitsausschuss eine formidable Arbeit“, erzählte Fraktionspräsident Eugène Berger dem Parteitag. „Ein guter Text ist durch sie zu einem exzellenten Text geworden.“

Eine starke DP Bergers Bemerkung war gar nicht so übertrieben. Abstimmungsreif ist das neue Krankenhausgesetz zwar noch lange nicht: Zwanzig Sitzungen hat der parlamentarische Gesundheitsausschuss seit Anfang des Jahres mit dem Gesetzentwurf von Gesundheitsministerin Lydia Mutsch (LSAP) zugebracht. Änderungen daran wird er wohl erst nach den Pfingstferien beschließen. Die gehen dann an den Staatsrat für ein zweites Gutachten. Ehe der Gesetzentwurf im Kammerplenum zum Votum kommt, dürfte der Herbst angebrochen sein. Doch was der Gesundheitsausschuss bisher an Änderungen beschloss, geht stark auf die DP zurück. Das mag auch daran liegen, dass sie mit den Abgeordneten Edy Mertens und Alexander Krieps zwei Ärzte im Ausschuss sitzen hat. Keine andere Fraktion kann das von sich behaupten. Ganz sicher aber liegt es an der „Arbeitsgruppe Gesundheit“, die die DP als Partei eingerichtet hat. Ihr gehören Ärzte mit DP-Parteibuch aus nahezu allen Spitälern des Landes an, und sie diskutiert regelmäßig gesundheitspolitische Fragen. Das Gewicht der DP ist dadurch so stark, dass Lydia Mutsch sich schon im vergangenen Jahr bei Premier Xavier Bettel beschwerte, weil die DP ihren Krankenhaus-Gesetzentwurf verriess, nachdem er schon den Segen des Regierungsrats hatte.

Wenngleich der Gesundheitsausschuss noch ein paar Sitzungen brauchen wird, um zu einem fertig abgeänderten Gesetzentwurf zu gelangen, diskutiert er nur noch über Details. Vor zwei Wochen schon lag ein koordinierter Text vor, der im Großen und Ganzen das enthält, worauf sich die Gesundheitsministerin und ihre Berater zu einen und die von der DP dominierte Mehrheit im Ausschuss zum anderen einigten und was der DP-Fraktionspräsident als „exzellent“ ansieht.

Kein Ärztestreik Über die dem Land vorliegende koordinierte Version vom 11. Mai kann man eines mit Sicherheit sagen: Einen Ärztestreik wegen des Krankenhausgesetzes wird es nicht geben. Anfang März hatte der Ärzteverband AMMD mobil gemacht und ließ Handzettel entwerfen, in denen die Patienten vor einer angeblich drohenden „Staatsmedizin“ gewarnt wurden, die das Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patient aushöhle. Ein Passus im Gesetzentwurf garantierte den Klinikärzten auch weiterhin Therapiefreiheit und dass sie in medizinischer Hinsicht allein sich selber unterstellt bleiben würden. Allerdings müssten sie sich an die innerhalb des Spitals geltenden Therapiestandards, Qualitätsprozeduren und Effizienzkriterien halten. Der Krankenhausverband FHL hatte gegenüber der Ministerin darauf gehalten, die Ärzte stärker an das „Spital als Betrieb“ zu binden. Gemeint damit waren vor allem die freiberuflichen Belegärzte, die mit über 80 Prozent das Gros der Krankenhausärzte hierzulande ausmachen und Subunternehmer in den Spitälern sind.

Nicht nur steht das heute nicht mehr so in dem Gesetzentwurf. Die AMMD hat einen politischen Sieg errungen, mit dem sie noch vor einem Jahr nicht gerechnet hatte: Statt die Belegärzte stärker deren Regeln zu unterwerfen, soll in allen Spitälern des Landes ein wenig „Zithageesch“ Einzug halten. So wurde in der Gesundheitsszene die Betriebskultur der Zithaklinik genannt, als die noch eigenständig war. Der Generaldirektor der Klinik und deren Ärzterat – Selbstkontrollorgan und zugleich Interessenvertretung der Mediziner – verkehrten nahezu auf Augenhöhe miteinander. Auf Betreiben der DP soll das neue Krankenhausgesetz den Ärzteräten aller Spitäler nicht nur mehr Mitsprache in medizinischen Belangen gewähren. Die Ärzte sollen überdies zwei Vertreter in die Verwaltungsräte der Krankenhäuser entsenden, einen mit beratender und einen mit beschließender Stimme. So etwas gibt es derzeit nur am CHL, doch dort ist der Arzt mit vollem Stimmrecht ein am Krankenhaus fest angestellter. Freiberufliche Ärzte als Ko-Patrons erlaubte nur die Kongregation der Zitha-Schwester. Ehe sie ihre Klinik an die Krankenhausstiftung des

Bistums verkauften, gehörten ihrem Verwaltungsrat sogar zwei Ärzte mit beschließender Stimme an.

Es ist nicht sehr verwunderlich, dass die DP auf das Zitha-Modell zurückkam: Das Krankenhaus im Bahnhofsviertel der Hauptstadt konnte seinerzeit auf eine blaue Lobby zählen, und der gesundheitspolitischen DP-Arbeitsgruppe dürften nicht wenige Zitha-Ärzte angehören, die den alten Zeiten nachtrauern. Allerdings will die DP nicht nur den Einfluss der Ärzte in den Klinik-Verwaltungsräten stärken, sondern auch den des nicht-medizinischen Personals. Es soll ebenfalls einen beratend und einen voll Stimmberechtigten in die obersten Führungsgremien der Spitäler entsenden. Und während Lydia Mutsch nur vorschreiben wollte, dass ihr Regierungskommissar für die Krankenhäuser an den Sitzungen sämtlicher Verwaltungsräte beratend teilnehmen könne, überzeugte die DP den Gesundheitsausschuss, dass das generell so sein sollte. Schließlich seien alle Spitäler, auch die als Aktiengesellschaft organisierten, quasi komplett öffentlich finanziert.



Sämtliche Klinik-Fachdienste sind seit Ende 2008 ohne Betriebsgenehmigung

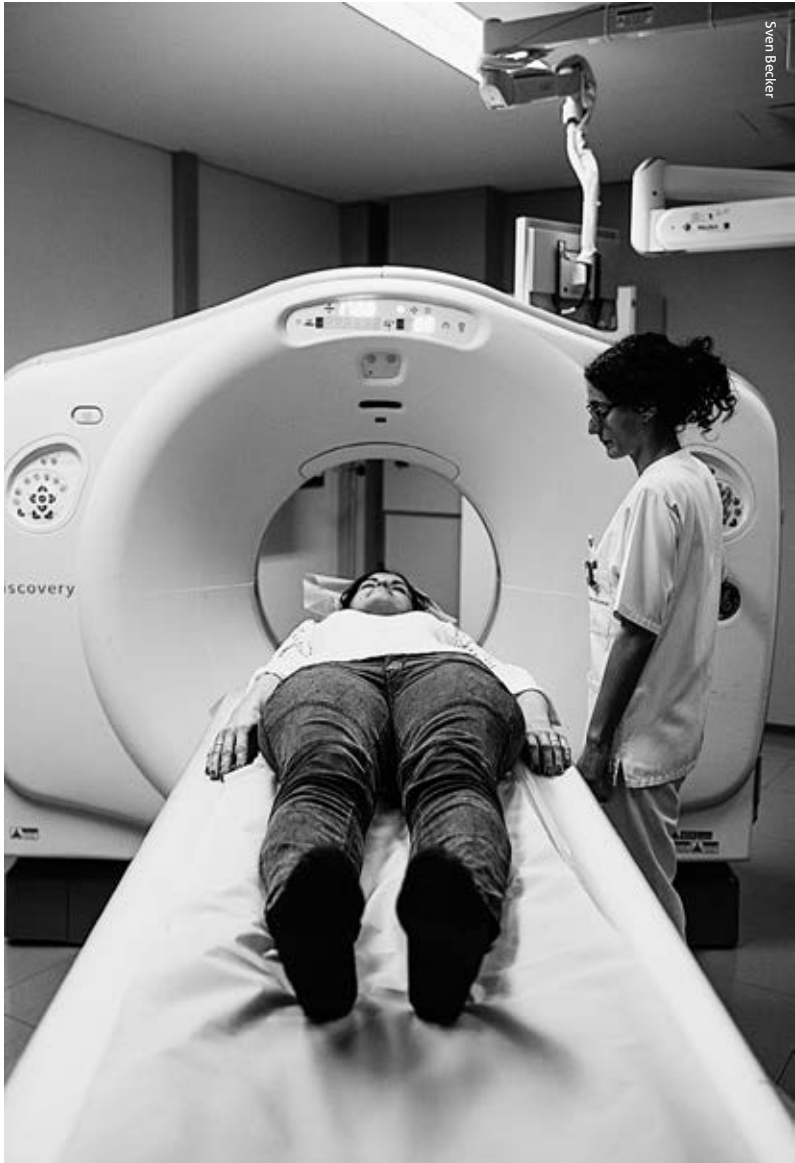
Chef des Chefs Ob sich dahinter ein bis zu Ende gedachtes Führungsmodell für die Spitäler verbirgt, fragt sich trotzdem. Wäre es nach der DP gegangen, hätten die Ärzteräte zu bestimmten Fragen der Klinikmedizin sogar ein Vetorecht erhalten. So weit wollten die Ministerin und die Abgeordneten der anderen Mehrheitsfraktionen im Gesundheitsausschuss nicht gehen. Einig sind sie sich jedoch darin, dass die Krankenhaus-Generaldirektoren lediglich Exekutierende der Vorgaben des Verwaltungsrats sein sollen, nicht aber „Patrons“, wie Lydia Mutsch das vor einem Jahr auf Druck der FHL in ihren Gesetzentwurf schrieb. Unproblematisch ist das nicht. Verhindert werden müsste auf jeden Fall, dass es zu Machtkämpfen zwischen einer Krankenhausrrektoren und Ärzten käme, wenn deren voll stimmberechtigter Delegierter im Verwaltungsrat zum Chef des Generaldirektors würde und wegen seiner Mediziner-Expertise ohnehin eine starke Stellung in dem Gremium hätte. Die frühere Zitha taugt nicht unbedingt als Beispiel dafür, dass das kein Problem sei: Einerseits war sie ein kleiner Betrieb, andererseits stets darauf bedacht, sich von den beiden großen Spitälern der Hauptstadt als feiner

und besser abzugrenzen. Das stabilisierte die Zitha nach innen. Und es sind vielleicht nicht nur böse Zungen, die heute wie schon vor Jahren erzählten, der Klinikdirektor der Zitha habe im Grunde gemacht, was seine Ärzte wollten.

Sicherlich hat das Entgegenkommen der DP gegenüber der AMMD mit politischem Opportunismus zu tun: Als die CSV um den Jahreswechsel wochenlang darauf drängte, dass der Parlamentsausschuss den Ärzteverband anhöre, richtete sich das politisch gegen die Ministerin mindestens so stark wie gegen die traditionell ärztzfreundliche DP. Sie wetteifert heute mit der CSV um das politische Verdienst, den Gesetzentwurf verbessert zu haben: Als Jean-Marie Halsdorf, gesundheitspolitischer Sprecher der CSV-Fraktion, am Dienstag im RTL-Radio erklärte, der Gesundheitsausschuss habe „lange und konstruktiv“ an einer Verbesserung des Entwurfs der Gesundheitsministerin gearbeitet, sorgte das bei der DP für Entrüstung: Die CSV habe nichts beigetragen.

wurf ebenfalls noch ein wenig. Nun sollen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, alle Spitäler wie bisher alles anbieten können, wenn sie wollen. Zwar sollen sämtliche Fachdienste der Kliniken vom Ministerium neu autorisiert werden. Normen pro Fachdienst soll eine großherzogliche Verordnung aber lediglich festlegen „können“. Weil die Kann-Bestimmung bereits seit 19 Jahren im Krankenhausgesetz steht, die Verordnung aber nie geschrieben wurde, gibt es keinen Grund, wieso sich das demnächst ändern sollte. Ohne Normen jedoch gälten für die Fachdienste nur Anforderungen, die ein Anhang zum Gesetzentwurf je nach Disziplin mal mehr, mal weniger ausführlich aufzählt. Ob sich so für mehr Effizienz und Qualität im Angebot sorgen lässt, bleibt im wahrsten Sinne des Wortes abzuwarten.

Zumal die Ministerin nicht davon auszugehen scheint, dass die Neu-Autorisierung sämtlicher Klinik-Fachdienste ein großer Akt wäre. Zwar sind die aktuellen Fachdienste seit Ende 2008 allesamt ohne Betriebsgenehmigung, aber dass für ihre Neu-



Die DP will den Ärzten an allen Spitälern zu einem ähnlich großen Einfluss verhelfen, wie ihn die Mediziner an der Zithaklinik früher genossen

ders häufige Erkrankungen, von Krebs über Diabetes bis hin zu Rheuma und Wirbelsäulenschäden. Doch selbst aus dem vom Gesundheitsausschuss überarbeiteten Text geht nicht hervor, wer diese Netzwerke leiten soll. Vorgesehen ist zwar ein spitalübergreifendes Komitee, das bei ihrem Aufbau hilft. Ein richtiges Management ist für sie dagegen nicht vorgesehen – so dass auch um die Kompetenznetzwerke ein Konkurrenzkampf unter den Kliniken ausbrechen könnte.

Alles teurer? Damit könnte die Krankenhausversorgung trotz oder sogar wegen des neuen Gesetzes kostspieliger werden. Die CSV hat nicht Unrecht, wenn sie findet, eigentlich benötige Luxemburg nicht nur eine Spital-, sondern eine „Gesundheitsplanung“, die auch den außerklinischen Bereich einschließt und neben den „schweren“ Spitälern leichtere Strukturen mitplant, wie etwa interdisziplinäre Gemeinschaftspraxen. Das Problem ist nur, dass wegen der noch immer fehlenden einheitlichen Krankenhaus-Dokumentation niemand genau wissen kann, was die Spitäler eigentlich leisten, welcher sanitäre Bedarf im Lande besteht und inwiefern die Spitäler ihn decken. Vielleicht wird das in fünf Jahren klarer. Bis dahin wäre es leichtsinnig, Krankenhausangebote auszulagern: Da ambulante Angebote noch schwerer zu steuern sind als stationäre, würde das Gesundheitssystem noch teurer, falls man nicht genau wüsste, was man macht.

In der Zwischenzeit aber dürften sich, weil die CNS für sehr viel aufkommt, dort neue Angebote ausbilden, wo der Gesundheitsmarkt durch staatliche Vorgaben nicht geregelt ist. Das aktuellste Beispiel dafür sind die Krebs-Gewebeanalysen, die das neue Krankenhausgesetz ein für allemal dem Laboratoire national de santé (LNS) zuweisen will. Dafür soll die Krebsanalytik am LNS als „Diagnosezentrum“ definiert werden. Genanalysen sollen hinzukommen. Das Diagnosezentrum würde durch das neue Gesetz zu einer Krankenhauseinrichtung und erhielte künftig ein Jahresbudget von der CNS.

Doch wie diese Woche bekannt wurde, haben die Laboratoires Réunis aus Junglinster vor dem Verwaltungsgericht nach drei Jahre langem Prozessieren ein Urteil erstritten, nach dem das Gesundheitsministerium den Antrag des Privatlabors, ebenfalls Krebsanalysen vorzunehmen, nicht mehr ablehnen kann. Die Gesundheitsministerin habe es nicht vermocht, schlüssig darzulegen, wieso ein Monopol für das LNS der öffentlichen Gesundheit dienlich sein soll, so die Verwaltungsrichter. Nur die Meinung von Experten, die im Auftrag des LNS arbeiten, habe sie angeführt, nicht aber eine wissenschaftliche Studie.

Das Urteil bringt Lydia Mutsch in eine missliche Lage, denn die Krebsanalysen am LNS vornehmen zu lassen, ist ein wichtiger Baustein für das nationale Krebsregister. Einen Mangel an Rigorosität aber erkennt man auch sonst in dem Gesetzentwurf. Der parlamentarische Gesundheitsausschuss hat daran bisher wenig geändert. Ein „exzellenter Text“ würde anders aussehen.

Keine große Reform Aber eigentlich sollte das neue Krankenhausgesetz von Anfang an keine große Reform sein. Noch im Januar 2016 wollte Lydia Mutsch damit kaum mehr, als endlich den nächsten „Spitalplan“ in Kraft zu setzen. Der aktuell geltende Plan ist acht Jahre alt. Schon Mutschs Vorgänger Mars Di Bartolomeo ließ an einer Neufassung arbeiten, die Mutsch dann weiterführte. Doch der Staatsrat machte sie darauf aufmerksam, dass eine großherzogliche Verordnung, wie bisher, für einen Spitalplan nicht reiche: Gesundheitsfragen sind laut Verfassung eine „matière réservée à la loi“. Also goss die Ministerin, was sie 2014 in einen Entwurf für eine Verordnung hatte schreiben lassen, in einen Gesetzentwurf.

Doch während DP, LSAP und Grüne in ihrem Koalitionsvertrag zum Thema Spitäler den Grundsatz „pas tout partout“ festhielten, das Angebot straffen, Kompetenzen bündeln und den Konkurrenzkampf zwischen den Spitälern eindämmen wollten, ist davon in dem „exzellenten Text“ nicht mehr viel zu sehen. 2014 wollte die Gesundheitsministerin das Leistungsangebot der Spitäler noch deutlich einschränken, Anfang 2016 in einem Gesetzes-Vorent-

zulassung mehr Personal im Ministerium vonnöten sei, geht aus dem Gesetzentwurf erstaunlicherweise nicht hervor. Bestimmungen, wie der Übergang zu neuen Fachdiensten aussehen soll, fehlen ebenfalls. Der parlamentarische Gesundheitsausschuss hat daran nichts geändert. Vielleicht behält die CNS Recht, die in einer Stellungnahme im Spätherbst 2016 mutmaßte, am Ende werde wohl jedes Spital das Maximum dessen anbieten, was zulässig ist.

Nicht ganz klar ist auch, wie die „Kompetenznetzwerke“ beschaffen sein sollen, in denen zwei oder mehrere Spitäler zusammenarbeiten würden. Wollte Lydia Mutsch Anfang 2016 noch „Kompetenzzentren“ bilden lassen, rückte sie ein halbes Jahr später in ihrem endgültigen Gesetzentwurf davon ab. „Zentren“ klang zu stark nach Konzentration von Leistungen in bestimmten Kliniken. Wegen der lokal- und nationalpolitischen Sensibilitäten erschien das zu heikel. Nun sollen in „Netzwerken“ nicht nur Spitäler, sondern auch der außerklinische Bereich, also Ärzte in ihren Praxen und vielleicht noch andere Gesundheitsberufler, zusammenwirken. Gedacht sind die Netzwerke rund um beson-

Türkei in Europa

Eine Grube ohne Entkommen



Der Staatspräsident weiß, die Gefühle seiner Landsleute geschickt für sich zu nutzen

Cem Sey, Berlin

Es gab mal eine Zeit in der Geschichte, in der die Türken als Gefahr wahrgenommen wurden. Die osmanische Armee umzingelte Wien, während dessen überfiel ihre Vorhut tief im Bayrischen Wald, Städte und Dörfer, plünderte und brandschatzte sie. Jahrhunderte später spüren Menschen in Europa erneut eine „türkische Gefahr“. Das hat mit Migrationsbewegungen, mit dem radikalen Islam und mittlerweile auch mit dem neuen Regime zu tun, das vom türkischen Staatspräsidenten Recep Tayyip Erdogan dem Land am Bosphorus übergestülpt wurde.

Tatsächlich scheint dieses Regime außer Band und Rand geraten zu sein. Es tritt im Nahen Osten martialisch auf. Es wirft europäischen Politikern Islam-Feindlichkeit und Nazismus vor und eckt

bei jedem an, der Erdogans Wünsche nicht akzeptiert. Neu ist, dass das türkische Regime auch die Autorität anderer Staaten nicht mehr wirklich anerkennt. So entführt der türkische Geheimdienst im Fernasien Dissidenten, wobei er offensichtlich die örtlichen Behörden mit falschen Informationen in die Irre führt. Türkische Politiker spielen auf europäischen Straßen mit Europas Sicherheitsbehörden Katz und Maus.

Zuletzt überfiel in Washington Erdogans Leibwache Menschen, die gegen die Politik des Autokraten protestierten. Während im Weißen Haus Donald Trump und Erdogan angebliche Harmonie inszenierten, sind ihre Vertreter inzwischen in einem diplomatischen Kleinkrieg verwickelt. Die politische

Harmonie ist auch nur vorgetäuscht. Die USA wollen weiterhin mit kurdischen Kämpfern gegen den Islamischen Staat, oder das, was von ihm übrig ist, kämpfen. Ankara dagegen kooperiert in Syrien mit dem ärgsten Gegner des Westens, Russland, und lässt die USA außen vor.

Ist die Türkei also tatsächlich eine Gefahr für den Westen? Die Antwort wird wahrscheinlich niemanden zufriedenstellen. Denn sie lautet: teils, teils. Richtig ist auf jeden Fall, dass das Ankara erbittert kämpft und um sich schlägt, um Stabilität im Innern und Anerkennung imAußen zu finden. Es fühlt sich nicht sicher. In der Türkei ist die Unzufriedenheit in der Bevölkerung so groß nach dem Referendum am 16. April, dass Erdogan sie mit polizeilichen Maßnahmen zu unterdrücken versucht. Jeden Tag werden weitere Journalisten verhaftet und Protestierende auf den Straßen verprügelt. Die Justiz geht mit Methoden vor, die nichts mit rechtsstaatlichen Prinzipien zu tun haben, sondern an die faschistischen Diktaturen des 20. Jahrhunderts erinnern.

Dass alles zur Zeit aus den Fugen geraten ist, weiß auch Erdogan. Deshalb ließ er sich gleich zum Chef seiner Partei der Gerechtigkeit und Entwicklung (AKP) wählen und kündigte eine Säuberung in eigenen Reihen an. Danach soll, laut Erdogan, bis zu den Präsidentschaftswahlen in 2019 im Staat und Wirtschaft aufgeräumt werden. Ob das ihm gelingt, ist fraglich.

Genau hier liegt auch das Problem für die Außenwelt. Denn um diese Ziele zu erreichen, leitete das Regime vor einigen Jahren einen ideologischen Richtungswechsel ein. Es ist eine Grube, aus der weder Erdogan, noch das Regime jemals wieder heil herauskommen können, ohne zumindest erhebliche internationale Wellen zu schlagen.

17. März dieses Jahres warf Erdogan der europäischen Politik vor, einen Krieg zwischen Halbmond und Kreuz angefangen zu haben – also zwischen dem Islam und das Christentum. Kein

Wunder, dass seine Anhängerschaft in Brüssel ihn zum Nato-Gipfel mit einer Grafik empfangen wollte, auf der zwei Menschen mit Halbmond und Kreuz einander duellieren. „Sammelt euch unter dem Halbmond!“, heißt es darunter. Für seine Anhänger ist Erdogan nicht einfach Staatspräsident der Türkei, sondern auch „Führer der Muslime“ und sogar „Führer der Welt“. Eine Anhängerschaft, die ideologisch so gehirngewaschen wurde, kann nicht einfach beruhigt werden. Sie braucht Aktion – wie in einem Boxkampf, wo die Zuschauer Blut sehen wollen.

Wahrscheinlich ist Erdogan auch gar nicht daran interessiert, seine Anhängerschaft zu zähmen. Im Gegenteil. Er glaubt, was er sagt. Er denkt, dass er der Führer der Muslime der Welt in einem Kampf gegen das Christentum ist. Er ist auch gefährlich, weil er intelligent und erfahren ist. Erdogan und seine Strategen wissen, dass sie nicht ohne internationale Verbündete ihr Land stabilisieren können, obwohl sie genau gegen diese oft hetzen. Daher sehen sie eine Chance in der Spaltung der westlichen Welt. So lange es Trumps, Mays und die sogenannten Europa-Kritiker gibt, hoffen sie mit diesen ein Bündnis gegen den Rest des Westens eingehen zu können.

Sie spekulieren auch darauf, dass sie diese neue Achse und ihren anderen Zweckverbündeten, also Russland, gegeneinander ausspielen zu können. Ein gefährliches Spiel, wenn man den Schauplatz bedenkt: Syrien, Irak, Kaukasus, der Balkan... Die Liste wird länger; je dreister das Regime in der Türkei wird und je mehr die Außenwelt es mit sich machen lässt.

Deshalb suchen seit einigen Monaten viele europäische Hauptstädte einen geeigneten Umgang mit dem neuen Regime in Ankara. Auf eine neue innenpolitische Dynamik können sie dabei nicht hoffen. Obwohl die Unzufriedenheit groß ist, sind die meisten Oppositionellen im Land dem Westen gegenüber genauso feindlich eingestellt, wie die AKP.

Wahrscheinlich ist Recep Tayyip Erdogan auch gar nicht daran interessiert, seine Anhängerschaft zu zähmen. Im Gegenteil

Worte von Arslan Bulut, eines Kolumnisten in einer oppositionellen Zeitung, machen dies deutlich. „Das Problem ist“, schreibt er, „dass die sogenannten Islamisten nicht unter dem Halbmond kämpfen, sondern, im Einklang mit dem tiefen Staat in England, gegen das Türkentum.“ Die sozialdemokratische Opposition ist nicht wesentlich besser. Viele glauben, dass der Westen Erdogan unterstützen, um die Türkei zu spalten und zu vernichten.

Solange Europäer vor Erdogan taktieren, weil sie nicht den richtigen Umgang finden, wird Erdogan in der Außenpolitik auf Konfrontationskurs bleiben. Er wird türkische Migranten aufstacheln. Er wird verbal provozieren, damit die EU die Gespräche beendet und nicht er. Er wird die Nato vor Herausforderungen stellen, vielleicht sogar teilweise paralisieren, solange er dort seine Erwartungen nicht erfüllt sieht. Die Kurden sollen bekämpft, Unterstützung für Demokraten in der Türkei eingestellt und türkische Hegemonie in ihrer Nachbarschaft akzeptiert werden. Erwartungen, die demokratische Traditionen im Westen nicht erfüllen können. Die Frage ist nur, ob der Westen seine demokratischen Traditionen genau so kämpferisch zu verteidigen bereit ist.

Deutsche Liberale wittern den Sommer

Ausgezogen

Martin Theobald, Berlin

Er gibt einfach alles. Bis aufs letzte Hemd zieht sich Christian Lindner aus, der Vorsitzende der Freien Demokratischen Partei (FDP). Nicht nur sprichwörtlich, sondern mit ganzem Einsatz, in Schwarz-Weiß-Optik, knallbunt dazu das Logo der Partei. So präsentiert sich der Chef der Liberalen in einem Wahlkampfvideo, in dem er die Richtung und vor allen Dingen die Botschaft für die Bundestagswahl am 24. September vorgibt. Und diese lautet: Christian Lindner. In der Unterzeile: Christian Lindner. Und im Begleittext: Christian Lindner. Der Slogan, der Wahlkampf, die ganze Partei sind einzig und allein auf die Person ihres Vorstandsvorsitzenden zugeschnitten, der sich jung, erfolgreich, sonnengebräunt gibt. Als Sieger, als Gewinner, als Macher, als neues Gesicht, als frische Kraft. Mit ihrer Kampagne richten sich die Liberalen vor allen Dingen Jung- und Erstwähler, an Menschen ohne biographisch-politisches Gedächtnis.

Die FDP ist Christian Lindner und Christian Lindner ist die FDP. Andere Gesichter, Menschen und Meinungen, die für die Partei sprechen, muss man lange suchen. Da ist Wolfgang Kubicki, FDP-Chef in Schleswig-Holstein, doch der unterstützt Lindner so sehr, dass er als dessen Schatten gilt. Lindner hat einen Plan: Er möchte die Liberalen wieder zum Machtfaktor in der Bundespolitik machen und schielt heimlich auf eine Koalition mit den Christdemokraten. Gleichzeitig weiß er, dass er sich die CDU vom Frack halten muss, um nicht wieder als bloßes Anhängsel der Christdemokraten zu gelten. Das verfährt nicht bei der angesprochenen Klientel.

Die Partei dankt es derweil mit Jubel. Lindner gibt sich selbstbewusst und zierte sich öffentlich, als ihm am vorvergangenen Sonntag Armin Laschet, CDU-Wahlgewinner der Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen, Koalitionsgespräche anbot. Keine Koalition um jeden Preis ist die Devise. Lindner hat aus der Vergangenheit gelernt: Er möchte sich und seine Partei nicht noch einmal von der CDU kleinmachen lassen, wie es damals seinem Mentor Guido Westerwelle geschah, Vor-Vorgänger an der Parteispitze.

Lindner stellt alles auf Neuanfang: Nach vier Jahren ohne bundespolitische Präsenz und kaum wahrnehmbarem Echo in und aus den Landesparlamenten kann der Vorzeige-Liberale alles auf null drehen. Es gibt in der politischen Agenda der FDP keine Flüchtlingskrise, keine Krise in der Europäischen Union und auch keine Krise durch den Terrorismus. Es ist die schöne neue Welt der deutschen Liberalen, überästhetisiert, Social Media-affin, voll-

Die FDP etabliert sich als Kraft ohne politisches Gewissen und echtes Programm. Das ist populistisch

kommen auf Erfolg getrimmt. Die FDP ist keine Rechenschaft schuldig über das, was in den vergangenen vier Jahren in Deutschland oder Europa geschah – sie war ja nicht dabei, und auch nicht über das, was in den Jahren zuvor an politischer Weichenstellung geschah. Damals war die FDP zwar Juniorpartner in der Koalition mit der CDU, doch wer erinnert sich heute noch an damals.

Von jedweder Kontinuität und scheinbar auch von jeder Verantwortung befreit wandeln sich die Liberalen zum Christian-Lindner-Wahlverein. Ohne nennenswerte politische Forderungen, ohne bemerkenswertes gesellschaftliches Programm. Die FDP etabliert sich als Kraft ohne politisches Gewissen. Das ist populistisch. Dieses Adjektiv schreibt man gerne Parteien am Rand des politischen Spektrums zu. Anzutreffen ist dieser Politstil auch in der Mitte.

Doch auch hier könnte Lindner von Westerwelle lernen, was es bedeutet, wenn man eine Partei zu sehr auf eine einzige Person zuschneidet: Es bleibt keinen Platz für andere Libe-

rale. Diese Hybris trug mit bei zum Abschwung der Partei. Genau gegen diese Selbstüberhöhung hat Lindner die FDP in den vergangenen Jahren neu organisiert, neue Gesichter in Ämter gehoben, Demut gepredigt und Bescheidenheit bei Auftritten gegeben, um Ende doch wieder in der One-Man-Show zu enden.

Doch die eindimensionale Strategie führt zum Erfolg. Dies zeigte sich etwa bei den Wahlen zum Berliner Abgeordnetenhaus im Spätsommer letzten Jahres. Die FDP verknappte damals ihre Kampagne auf eine einzige Forderung: „Den innerstädtischen Flughafen Tegel offenhalten“. Damit trafen sie bei den Berlinerinnen und Berlinern auf Verständnis, die von den Skandalen um den Airport-Neubau im Süden der Stadt die Nase voll hatten. Die Kandidaten der FDP verschwiegen dabei, dass es rein rechtlich gar nicht möglich ist, beide Flughäfen länger als ein halbes Jahr lang parallel zu betreiben. Mit der Kampagne bekam ein Pro-Tegel-Volksbegehren die nötigen Unterschriften zusammen. Nun muss der Berliner Senat einen populistischen, aber sinnlosen Volksentscheid über den Flughafen Tegel durchführen – zeitgleich mit der Bundestagswahl.



Plus de hauteur

Découvrez le nouveau Lëtzebuurger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

ticker
 + 170

Millionen Euro – im Jahr 2016 stiegen die Kundeneinlagen der Banque Paribas wesentlich langsamer als im Vorjahr, da die Bank einen Anstieg der Kundeneinlagen um 447 Millionen Euro verzeichnete. Daraus zu schließen, die viel beworbene Zusammenarbeit mit der Finanzsparte der Post-Gruppe sei ein nur mäßiger Erfolg, wäre ein Trugschluss, erklärt die Bankleitung auf Nachfrage. Denn die langsamere Entwicklung der Kundeneinlagen sei vor allem darauf zurückzuführen, dass die Bank weniger Einlagen von institutionellen Anlegern angenommen habe. Die Einlagen der individuellen Schalterkundschaft seien um 6,6 Prozent angestiegen. Die Paribas reicht die von der EZB verhängten Negativzinsen auf den Depots nicht an ihre Kunden weiter. Die Post, die vergangene Jahr für rund 30 Millionen Euro ins Kapital der Kooperativbank einstieg, entschloss sich kürzlich, im Bezug auf Einlagen ab einer Millionen Euro zu diesem Schritt, weil sie die Gelder nicht ohne Verluste anlegen kann und die Einlagen auf den Postscheckkonten auch durch Einzahlungen institutioneller Kunden um rund 400 Millionen anstiegen. Das niedrige Zinsniveau macht auch der Paribas zu schaffen, deren Gewinn nach mehreren Rekorden in den vergangenen Jahren um 5,6 Prozent auf 16,6 Millionen Euro zurückging. ms

Tschüss!



Galeria Inno hat sich aus dem Projekt Royal Hamilton zurückgezogen, wie der Projektentwickler Codic am Dienstag bestätigte. Galeria Inno habe von seinem vertraglich verankerten Rückzugsrecht Gebrauch gemacht, da die vereinbarten Lieferungsfristen nicht eingehalten werden können. Der Lieferungstermin ist laut Codic um sechs Monate auf den Juni 2018 verschoben worden. Angaben über die Ursachen für die Verspätung machte Codic in seiner Mitteilung keine und bemühte sich stattdessen um gute Laune. Fnac und Delhaize seien voll von der Partie, die Parkdecks seien vollständig vom deutschen Parkhausbetreiber Apoca gemietet worden und die Auswahl für den Betreiber des Sky Restaurants laufe. Die Bürofläche von rund 10 400 Quadratmetern sei bereits zwei Jahre vor Fertigstellung integral vermietet gewesen und man werde baldigst mit der Kommerzialisierung der Wohnungen beginnen. ms

Weniger Arbeitslosigkeit

Ende April waren bei der Arbeitsagentur 16 040 Arbeitssuchende eingetragen, 100 weniger als vor einem Jahr, wie die Adem nach der Sitzung des Konjunkturkomitees mitteilte. Die Arbeitslosenrate lag dabei im Vergleich zu den Vormonaten unverändert bei sechs Prozent. Auch die Zahl der Angestellten in einer Beschäftigungsmaßnahme sank im Jahresvergleich um 3,2 Prozent auf 5 283. Für den kommenden Monat haben sieben Unternehmen beim Konjunkturkomitee Kurzarbeit für 442 Mitarbeiter beantragt. ms

In die Gänge

Nachdem man lange nichts von ihm hörte, scheint das nationale Komitee für systemische Risiken (CDRS) langsam in die Gänge zu kommen. Im Jahresbericht für 2016 weist das CDRS auf die durchgeführten Analysen des nationalen Immobilienmarktes hin. Die Preise für Wohnraum, obwohl hoch und weiterhin schnell steigend, seien „plus ou moins“ auf einer Linie mit den wirtschaftlichen Fundamentaldaten. Allerdings steigen die Immobilienpreise schneller als die Gehälter derjenigen, die eine Wohnung erwerben möchten. „Une période prolongée de hausse de prix des logements supérieurs à celle des revenus peut constituer un vecteur de fragilisation de la situation financière des ménages via un accroissement mécanique de la dette. L'endettement hypothécaire des ménages luxembourgeois, sur une trajectoire ascendante depuis 2022, a atteint au troisième trimestre 2016, 124 pour cent de leur revenu disponible.“ Das CDRS, das davon ausgeht, dass diese Entwicklung auf das Niedrigzinsumfeld zurückzuführen ist, warnt vor möglichen Zinshausen, da diese zu einer Steigerung der monatlichen Kreditraten führen werde. „Une telle hausse serait susceptible d'affecter la solvabilité d'une partie des ménages luxembourgeois“, wenn die Haushalte im Schnitt auch gut gerüstet seien, um solchen Zinshausen finanziell standzuhalten. Darüber hinaus weist das Komitee auf die oligopolistische Natur des heimischen Marktes für Hypothekenkredite hin, die ebenfalls systemische Gefahren bergen könne. Doch nachdem die CSSF bereits 2012 die Eigenkapitalanforderungen erhöht hatte und nach einer Analyse des Europäischen Rats für systemische Risiken (CERS) sind sich EU- und nationales Gremium gewiss, dass „la capacité de résorption des banques était suffisante pour faire face à un choc immobilier.“ Allerdings fordert der CERS weitere Maßnahmen im Hinblick auf die hohe Privatverschuldung. Außerdem hat das Komitee zwei Arbeitsgruppen eingesetzt, die sich mit dem Schattenbankwesen auseinandersetzen sollten. Davon soll die erste die Beziehungen und Verbindungen zwischen Bank- und Investmentfondsbranche untersuchen. Die zweite, angesichts der vielen nicht als Finanzgesellschaften klassierten und deshalb nicht überwachten Beteili-

gungsgesellschaften, die für ausländische Konzerne als Finanzierungszentrale fungieren (man denke an Espirito Santo...), interessanter, soll untersuchen, was es unter dem Begriff „autres institutions financières“ denn alles so gibt, bevor Rückschlüsse auf die von ihnen ausgehenden Risiken gezogen werden. ms

Lang lebe die Industrie

Das Holzverarbeitungsunternehmen Kronospan will in seinen luxemburger Werk in Sanem in den kommenden Jahren bis zu 340 Millionen Euro investieren. Kronospan will in einer ersten Investitionsphase die eigenen Holzbänke nutzen, um in einem Kraftwerk Wärme und Kälte herzustellen, die wiederum für den Produktionsprozess gebraucht werden, und außerdem die Produktionsprozesse optimieren. Dadurch sollen neue Arbeitsplätze entstehen und das Projekt werde darüber hinaus die nationale Produktion erneuerbarer Energie um 20 Prozent steigern. ms

Konjunkturschwankung

Die ABBL und die Gewerkschaften kommen sich in den Verhandlungen um einen neuen Tarifvertrag nicht näher, wobei der letzte bis Ende 2016 galt. Weil die Materie komplex ist, hatten beide Seiten eine Fortsetzung des Vertrags für das laufende Jahr diskutiert. Diese Woche empfahl die ABBL ihren Mitgliedern, die nächsten Monat fällig werdende Konjunkturprämie nicht auszuzahlen, weil die Gewerkschaften das Angebot der ABBL, darüber wie hoch sie sein soll, nicht angenommen hat. ms

Sozialkonflikt

Die Beziehung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmern ist am Flughafen Findel seit Langem nicht besonders gut. Mal ist es die eine, dann die andere Gewerkschaft, die Flughafenbetreiber Luxairport vorwirft, zuwenig Personal unter schlechten Bedingungen zu beschäftigen und vor Sicherheitsrisiken warnt. Nun hat der OGBL angekündigt, das Schlichtungsausschuss einzuschalten zu wollen, um den Sozialkonflikt zu lösen. Luxairport wies in einer Pressemitteilung die Vorwürfe des OGL von sich. ms

Exception culturelle française

Dass der neue Sender SFR Studio, der ab Ende des Sommers Bezahl-TV und Streaming-Dienste für die Inhalte anderer Produzenten anbieten aber darüber hinaus auch eigene Produktionen finanzieren will, sorgte diese Woche in Cannes beim Filmfestival für ein wenig Aufregung, wie *Les Échos* vom Filmfestival an der Riviera berichtete. Denn weil der Sender, der zum Alice-Medienimperium des Unternehmers Patrick Drahi gehört (*Libération, L'Express, NextRadio, BFM TV ...*) von Luxemburg aus senden werde, sorgte sich dort die Union der Filmproduzenten, nicht nur darum, ob er das gesetzliche Quorum an französischen Werken zeigen werde, sondern auch darum, ob er zur französischen Filmfinanzierung beitragen werde. Die Gruppe hat vor Kurzem dem Konkurrenten Canal+ die Rechte zur Ausstrahlung der Fußball Champions League in Frankreich weggeschnappt (Foto: UEFA), was ebenfalls für Aufsehen sorgte. Alice betreibt in Luxemburg eine ganze Reihe von Firmen, darunter beispielsweise Alice Entertainment News & Sports SA, deren Zweck es unter anderem ist: „L'étude, le développement, l'édition et l'exploitation de programmes et services de télévision dans le domaine du sport ou des activités en relation avec le sport, en langue française ou étrangère, sur tout support, notamment hertzien, câble, satellite, xdsl ou réseaux de communication électronique, utilisant toute technologie et norme connue ou inconnue à ce jour. La gestion de prestations de toute nature dans le domaine de la production, achat et vente de programmes audiovisuels, et de façon générale de toute activité ou services dans le domaine de la communication et de l'audiovisuel.“ Als Sitz des Firmenkonglomerats gilt die niederländische Alice NV, doch die Mehrheit an der niederländischen Einheit gehört wiederum der Luxemburger Firma Next Al Sàrl, mit Sitz am hauptstädtischen Boulevard Royal. Die wiederum gehört ihrerseits Next Luxembourg SCSp, die von der Firma Next Luxembourg Management GP3 Sàrl gehalten wird, bei deren Gründung Ende 2015 Patrick Drahi selbst als Aktionär auftrat. In Frankreich fürchtet man nicht nur, dass die Gruppe der in der Produktionsfinanzierung aktiven Canal+-Gruppe noch weitere Sportrechte und damit Einnahmequellen wegnehmen wird, sondern dass der neue Konkurrent durch seine Niederlassungen in Luxemburg von steuerlichen Vorteilen profitiert. Der Medienstandort Luxemburg lebt! ms





Postamt Niederaanven: Jede zweite Woche eröffnet ein neuer Verkaufspunkt für Postdienstleistungen in einem Supermarkt oder einer Tankstelle, so Postdirektor Claude Strasser...

Schein und Sein

Michèle Sinner

Claude Strasser, Direktor der Post-Gruppe, hat seit Jahren das gleiche Problem, wenn er die Firmenergebnisse vorstellt. Er hat Millionengewinne zu vermelden und deshalb will ihm niemand so recht glauben, wenn er von Schwierigkeiten und Herausforderungen spricht, die beispielsweise die Schließung von Postämtern über Land oder die Anhebung der Postscheckgebühren rechtfertigen würden. Die Post ist als privatisiertes Unternehmen in öffentlicher Hand in einer besonderen Situation. Das Unternehmen soll einerseits für die Öffentlichkeit strategische Infrastrukturen aufbauen und erhalten, Dienstleistungen wie die Postzustellung und den Basiszugang zu den Zahlungssystemen garantieren. Andererseits soll es Gewinne erwirtschaften, um den Aktionären wie jedes privatrechtliche Unternehmen Gewinne auszuzahlen, in diesem Fall dem Staat, der es an anderer Stelle bezuschusst. Wo dabei auf wessen Kosten investiert und gespart wird, ist nicht immer offensichtlich.

Die Post konnte vergangenes Jahr ihren Umsatz um 3,13 Prozent auf 728 Millionen Euro steigern, ihr Betriebsergebnis stieg um 9,27 Prozent auf 156 Millionen Euro und das Nettoergebnis von 12,2 auf 23 Millionen Euro. So gut, wie die Zahlen aussehen, sind sie tatsächlich nicht. Denn dass der Nettogewinn 2016 fast doppelt so hoch ist wie im Jahr davor, liegt vor allem daran, dass der Gewinn 2015 einbrach, weil die Post Steuern nachzahlen musste. Das Steueramt hatte entschieden, die 2010 gewährte

steuerliche Konsolidierung der Post mit ihren Filialen rückgängig zu machen, weil sie nur privaten Firmen erlaubt werden könne, nicht aber öffentlichen Anstalten wie der Post. „Wir zahlen mehr Steuern als je zuvor“, stellte Strasser deshalb fest, weil die Post vor allem über ihr Mutterhaus investiert und die dafür gewährten Steuergutschriften nicht gegen in den Filialen erwirtschaftete Gewinne anrechnen lassen kann. Eine ungefähre Vorstellung davon, wie sich das auf die Ergebnisse der Post auswirkt, die jedes Jahr dreistellige Millionenbeträge in den Ausbau ihrer Infrastruktur investiert, lässt sich in der Bilanz herauslesen, wo eine Steuergutschrift von 84,7 Millionen Euro auf die kommenden Jahre übertragen wird. „Die wird größtenteils verfallen, weil wir sie nicht nutzen können“, so der Postdirektor.

Vielleicht spielt es keine Rolle, ob die Post erst weniger Steuern zahlt, um dem Staat als Aktionär danach Dividenden auszuzahlen – für 2016 wiederum 20 Millionen Euro –, oder umgekehrt. Vielleicht aber doch. Denn der Gewinn 2016, erklärte Strasser am Dienstag, sei vor allem auf die positiven Ergebnisse in einer Firmensparte zurückzuführen: der Postzustellung. Dass es bei der Postzustellung positive Ergebnisse gab, obwohl das Volumen vergangenes Jahr um sechs Prozent deutlich schneller fiel als in den Jahren zuvor, hat zwei Ursachen. Erstens wird der staatliche Zuschuss, den die Post für die nächtliche Zustellung der Tageszeitungen erhält, seit vergangenem Jahr anders verbucht. „Ohne

diesen staatlichen Zuschuss, sehe es anders aus“, so Strasser. Zweitens hat die Post Ende 2015 den Preis der Briefmarken, also ihre Tarife, angehoben und belastet dadurch direkt ihre Kunden. Diese Tarifierhöhung habe den Rückgang des Briefvolumens vergangenes Jahr finanziell mehr als kompensiert, erklärte Claude Strasser am Dienstag. Doch eine langfristige Lösung gegen den Abwärtstrend ist das nicht. Da hilft es auch nicht, dass die Kunden immer mehr im Internet einkaufen und dadurch das Paketzustellungsvolumen ansteigt, denn die Margen bei der Paketzustellung seien aufgrund der Konkurrenz nicht so hoch wie bei der Briefzustellung, wo die Post noch von ihrer Monopolstellung profitiert.

Dass das Postunternehmen auch die Gebühren für ihre Postscheckkunden angehoben und vor einigen Wochen beschloss, institutionellen, also staatlichen und Firmenkunden, die mehr als eine Million Euro auf dem Postscheck hinterlegt haben, die von der EZB verhängten Negativzinsen weiterzureichen, sorgte für viel öffentliche Kritik. Die Verbraucherschutzorganisation ULC meldete am Dienstag, ihre Petition gegen die Gebührenanhebung für Schaltertransaktion bei der Post und der BCEE habe 9 000 Unterschriften gesammelt. Der Postdirektor machte bei der Vorstellung der Ergebnisse gar keinen Hehl daraus, dass das Unternehmen versucht, die Kundschaft dazu anzuhalten, ihre Bankgeschäfte übers Internet zu erledigen, statt am Postschalter. Die Finanzsarte verbucht seit Jahren Verluste, weil sie die Kundeneinlagen aufgrund der niedrigen Zinsen nicht gewinnbringend anlegen kann und sie zudem 50 Prozent der Kosten für das Filialnetz tragen muss. Um die Einlagen zu senken, hatte die Post deshalb vor einem Jahr den Einstieg ins Kapital der Banque Raiffeisen beschlossen und den Kunden ermöglicht, über ihren Postscheck Sparprodukte der Kooperationsbank zu erwerben; demnächst soll ihnen die Aufnahme von Verbraucherkrediten ermöglicht werden. Doch weil institutionelle Kunden davon profitierten,

Dieses Jahr sind keine Schließungen von Postämtern geplant, doch bis 2025 dürften weitere folgen

dass die Post bis dahin anders als andere Finanzinstitute keine Negativzinsen verrechnete, stiegen die Einlagen auf den CCP laut Bilanz zwischen 2015 und 2016 von 1,8 auf 2,2 Milliarden Euro, was die Probleme nur vergrößerte.

Dass dieses Jahr weitere Postämter über Land zugemacht werden, schloss Strasser am Dienstag aus, nicht aber, dass es in den kommenden Jahren weitere Schließungen geben werde. Die vor fünf Jahren angenommene Firmenstrategie sehe durchaus vor, weitere Filialen mit niedrigem Kundenzulauf dichtzumachen. Zuvor mussten allerdings erst die alternativen Anlaufstellen für die Kunden geschaffen werden. Jede zweite Woche eröffne ein neuer Verkaufspunkt für Postdienstleistungen in einem Supermarkt oder an einer Tankstelle, Packup-Stationen, an denen die Kunden eigenständig ihre Pakete abholen könnten, gebe es mittlerweile 70, das Verkaufsnetz sei dadurch dichter als vor den Postamtsschließungen. „Bis 2025 soll das neue Verkaufsnetz stehen“, so der Postdirektor.

Auch in ihrer am Umsatz gemessenen größten Sparte, dem Telekommunikationsbereich, steht die Postgesellschaft vor Herausforderungen. Der Rhythmus des technischen Fortschritts beschleunige sich

stetig, versuchte Strasser am Dienstag zu erklären. Im Mobilfunkgeschäft werde beispielsweise der 4G-Standard nun schon durch 4G Plus ersetzt. Jedes Mal, wenn ein solches Upgrade vollzogen werde, müsse das Netz angepasst, müssten Antennen ausgetauscht werden und mittlerweile bliebe nicht genug Zeit, um diese Investitionen zu amortisieren, bevor wieder neue getätigt werden müssten. Weil der Konkurrenzdruck hoch sei, nütze es der Post auch nichts, dass sie kommerziell erfolgreich sei und Kunden hinzugewinne. Auf die Ergebnisse habe das keinen Einfluss. Durch Abschaffung der Roaming-Gebühren in Europa nächsten Monat „gehen Einnahmen verloren und wir wissen nicht, was an Kosten hinzukommt“, so der Generaldirektor. Jährlich bestellten 10 000 Kunden ihre normale Telefonverbindung ab, so der Direktor. Zwar bestellten die meisten von ihnen Internetdienste und profitierten auch vom TV-Angebot. So groß war die Nachfrage nach dem Bamboo-Dienstleistungspaket fürs Eigenheim, dass sie nicht schnell genug bedient werden konnte. Doch reichte es früher, einen Kupferdraht zu verlegen und anzuschließen, verursachten die neuen, individuell zugeschnittenen Angebote einen wesentlich höheren Installationsaufwand und dadurch höhere Kosten. Dass der Umsatz steige, sei vor allem auf das Bevölkerungswachstum zurückzuführen. Nichtsdestotrotz könne die Post innerhalb der Landesgrenzen kaum noch Marktanteile gewinnen und zweitens seien durch die hohen Kosten die Margen nicht mehr so hoch wie früher. „Diesen kommerziellen Erfolg können wir finanziell nicht umsetzen“, so Strasser. „Wir ersetzen Umsatz mit hohen Margen, durch neuen Umsatz mit niedrigeren Margen.“ Damit die Gewinne nicht schwinden, muss der Umsatz wachsen. Möglichkeiten, den Umsatz zu steigern, sieht Strasser allerdings nur noch in einem Bereich: Dem Internet der Dinge, in dem die Post als Telekommunikationsanbieter von der Kühltruhe bis zum Auto alle Gerätschaften mit einer Simkarte ausstattet, die Daten an Hersteller und Netzbetreiber übermittelt.

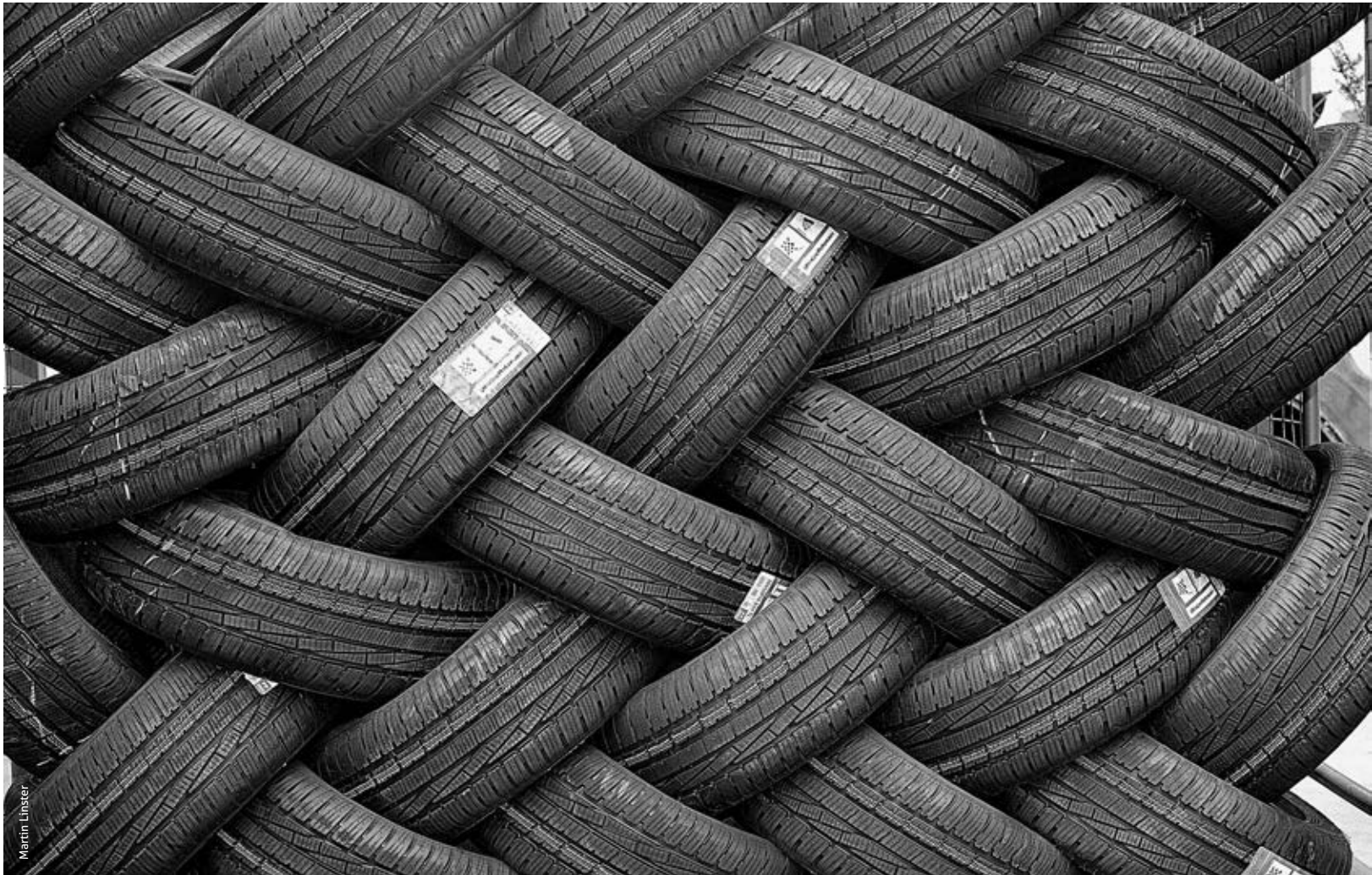


... das Netz sei deshalb dichter als zuvor

Die Post meldet gute Ergebnisse – wer soll da glauben, dass Gebührenanhebungen und Filialschließungen notwendig sind?

Die Reifenindustrie forscht für mehr Nachhaltigkeit

Autoreifen vom Acker



Wie lässt sich bei der Reifenproduktion Erdöl ersetzen?

Martin Ebner

Kautschuk ist ein Indio-Wort, es bedeutet „Tränen von Bäumen“. Zum Weinen, jedenfalls zum Grübeln bringt das zähe Material die Hersteller von Reifen, Handschuhen, Kondomen, Förderbändern und anderen Gummiprodukten: Bisher wurde kein Kunststoff gefunden, der auch bei tieferen Temperaturen so strapazierfähig, so elastisch ist wie natürlicher Latex, also geronnene und getrocknete Pflanzenmilch. Gummi wird zwar mittlerweile überwiegend aus Erdöl gefertigt. Auf Pflanzensaft kann aber zumindest als Beimischung nicht verzichtet werden. Und von fossilen Rohstoffen will man ja wegkommen.

Wie lässt sich bei der Reifenproduktion Erdöl ersetzen? Goodyear präsentierte im Jahr 2009 zur Klimakonferenz in Kopenhagen zwei Konzept-Reifen mit elastischen Teilen aus Bio-Isopren. Das dänische Biotechunternehmen Genencor hatte ein Verfahren entwickelt, Biomasse mit Mikroben zu fermentieren, um diese Schlüsselchemikalie für die Produktion von synthetischem Gummi zu gewinnen. Zwei Jahre später wurde Genencor jedoch vom Chemiekonzern DuPont übernommen, und seither war von „grünem“ Isopren nichts mehr zu hören.

Gesponsert von US-Sojabohnenproduzenten untersuchte vor drei Jahren das Innovationszentrum von Goodyear in Akron, Ohio, den Einsatz von Sojabohnenöl in Reifen. Die Forscher bescheinigten, Soja-Gummi könne die Lebensdauer der Laufflächen um zehn Prozent verlängern und den US-Erdölverbrauch um 26 Millionen Liter verringern. In der Produktion greift Goodyear das aber noch nicht auf. Ebenfalls erst im Planungsstadium sind Projekte, den Reifen-Bestandteil Silica aus der Asche von bisher weggeworfenen Reis-spelzen zu fertigen.

Zur Gewinnung von Naturkautschuk lässt sich derzeit bloß ein Gewächs kommerziell anzapfen: Hevea brasiliensis, vulgo Kautschukbäume. Diese 20 bis 40 Meter hohen Stämme wachsen nur in feuchtheißen Gebieten am Äquator. In Südamerika verhindern Pilze den Anbau in Plantagen. In Südostasien, wo derzeit 90 Prozent des weltweit verbrauchten Naturkautschuks produziert werden, konkurrieren sie mit Ölpalmen oder verdrängen Urwälder. Preise und Qualität von Naturkautschuk schwanken so stark wie die Ernte; die Versorgungssicherheit aus Ländern wie Malaysia oder Indonesien ist zweifelhaft; die Transportwege sind lang; auch Proteste von Umweltschützern und Freunden der Orang-Utans können lästig werden.

In einem Autoreifen stecken an die drei Kilo, in einem Lastwagenreifen bis zu 25 Kilo Naturkautschuk – besonders in Winterreifen gut ein Drittel

Gummi-Hersteller suchen nach Alternativen zu Erdöl und Kautschuk-Bäumen

der Masse. Pro Jahr werden weltweit mehr als eine Milliarde Reifen verkauft, Tendenz steigend. Deshalb wird intensiv nach Alternativen zu Hevea gesucht, zum Beispiel in den europäischen Forschungsprojekten „EU-Pearls“ und „Drive4EU“, die von der holländischen Universität Wageningen koordiniert werden.

Mehr als 2 000 verschiedene Pflanzenarten enthalten in ihrem Saft ebenfalls Kautschuk. Bislang wurden aber bloß zwei gefunden, die als wirtschaftlich aussichtsreich gelten: Guayule und Russischer Löwenzahn. Beide könnten auch Menschen helfen, die auf Hevea-Latex allergisch reagieren.

Guayule ist ein holziger Zwergstrauch, der nicht viel Wasser braucht, in den Wüsten von Mexiko und dem Südwesten der USA wächst, aber auch in trockenen Gebieten Südeuropas angebaut werden könnte. In Amerika wurde daraus in den 1930-er und 1940-er Jahren Gummi fabriziert, als schwer an Hevea aus dem japanisch besetzten Südostasien zu kommen war. Seit ein paar Jahren fertigt das Unternehmen Yulex in Arizona aus Guayule einen Neopren-Ersatz für Taucherauzüge. Die Reifen-Hersteller Bridgestone, Pirelli und Apollo-Vredestein haben aus diesem Material bereits erste Prototypen gefertigt. Cooper-Tire will nächstes Jahr in Arizona eine Pilotfabrik eröffnen. Serienreifen aus Guayule-Gummi könnten ab 2020 auf den Markt kommen, wird versprochen.

Deutschland setzt dagegen auf eine besonders kautschukhaltige Löwenzahn-Art, die in unse-

rem Klima und sogar auf Brachland wachsen kann. Bereits 1931 hatten sowjetische Biologen diese Pflanze in Kasachstan entdeckt und auf den Namen *Taraxacum koksaghyz* („Gummiwurzeln“) getauft, weil vor allem die Wurzel die begehrte Milch liefert. Während der weiße Milchsaft des in Mitteleuropa heimischen Gewöhnlichen Löwenzahns (*Taraxacum officinale*) nur rund zehn Prozent Kautschuk enthält, sind es bei dieser Variante mehr als 30 Prozent.

Im Zweiten Weltkrieg produzierte die Sowjetunion aus Löwenzahn bis zu ein Drittel ihres Gummis. Westliche Forscher experimentierten damit ebenso wie deutsche Nazis, die beim Konzentrationslager Auschwitz dafür Versuchsfelder anlegten. Nach 1950 wurde der Anbau aber überall wieder aufgegeben: Mischungen von Hevea-Latex und Erdöl-Kautschuk waren unschlagbar billig. Immerhin erbrachten große Felder im Süden Schwedens den Nachweis, dass der Russische Löwenzahn nicht auswildert und in der benachbarten Natur auch sonst keinen Unfug anstellt.

Seit 2012 tüfeln die deutschen Forschungsprojekte „Tarulin“ und „Takowind“ wieder an Löwenzahn-Gummi. Allein die deutsche Bundesregierung fördert diese Arbeiten im Rahmen der „Nationalen Forschungsstrategie Bioökonomie 2030“ mit mehr als fünf Millionen Euro.

Wissenschaftlern der Universität Münster ist es gelungen, den Kautschuk-Gehalt von Löwenzahn zu erhöhen, die Gewinnung und Verarbeitung zu verbessern: Dirk Prüfer und Christian Schulze Gronover hatten zunächst untersucht, welche Gene die Kautschukproduktion fördern und welche sie behindern. Weil gentechnisch veränderte Pflanzen in Deutschland nicht besonders beliebt sind, haben sie dann mit klassischen Züchtungsmethoden den Gewöhnlichen Löwenzahn mit der russischen Pustebblume gekreuzt – also lange Pfahlwurzeln mit hohem Kautschuk-Gehalt kombiniert. Das Ziel sind Löwenzahn-Pflanzen gleichbleibender Qualität, deren Wurzeln so dick und schwer sind, dass sie mit herkömmlichen Karotten-Erntemaschinen geerntet werden können.

Während Kautschukbäume erst nach sieben bis zehn Jahren Erträge bringen und Guayule drei Jahre reift, kann Löwenzahn schon nach wenigen Monaten und mehrmals im Jahr geerntet werden. Für die industrielle Verarbeitung ist auch wichtig, dass der Kautschuk flüssig bleibt. Wenn Löwenzahnsaft mit Luft in Berührung kommt, wird er zäh und verfärbt sich braun – das wehrt gefräßige Insekten ab. Professor Prüfer und seine Mitarbeiter haben jedoch das Enzym identifiziert, das für die Verklebung verantwortlich ist. So konnten sie Löwenzahn züchten, dessen Milch nicht gerinnt

Chronique internet

Le Dark Web prospère

Jean Lasar

Ross Ulbricht, le fondateur du site Silk Road, un bazar du Dark Web sur lequel se sont échangés toutes sortes de drogues et autres produits et services illégaux jusqu'en 2013, a été condamné à perpétuité en 2015. Cette lourde sentence avait pour but explicite, disait alors la juge Katherine Forrest dans son verdict, de décourager tous ceux qui pourraient être tentés de l'imiter. « Pour ceux envisageant de faire comme vous, de lever une telle bannière mal inspirée (...), ils doivent comprendre très clairement et sans équivoque que si vous enfreignez la loi de cette façon, il y aura des conséquences très très sévères », avait-elle asséné au moment d'envoyer l'opérateur de Silk Road en prison pour le restant de sa vie.

Dans une étude récente, évoquée pour la première fois par *Wired*, un chercheur de l'université de Boston, le sociologue Isak Ladegaard, scrute l'univers du Dark Web avant et après cette condamnation. Il a constaté que depuis le procès d'Ulbricht, les marchés souterrains qui ont pris la relève de Silk Road sont plus vastes et plus diversifiés que celui-ci. Ces plateformes hébergent davantage de boutiques en ligne, l'offre de produits et services y est plus diversifiée et les chiffres d'affaires qui y sont réalisés sont autrement plus conséquents. Alors que les principaux produits proposés sur Silk Road étaient le cannabis, l'ecstasy et l'héroïne, ainsi que les faux papiers, on trouve en plus aujourd'hui sur Alphabay, le plus important des successeurs de Silk Road, des armes et des données volées. Ladegaard s'est toutefois gardé d'en tirer la conclusion que la lourde condamnation d'Ulbricht serait restée sans effet : il se peut en effet, fait-il valoir, que sans la main lourde de la juge Katherine Forrest, l'afflux sur les plateformes clandestines aurait été encore plus prononcé. Il pense en tout cas pouvoir affirmer que l'intense couverture médiatique du procès a fortement contribué à inciter de nouveaux clients à venir chiner sur le Dark Web. Pour accéder à ce bazar illégal, il suffit d'une connexion Internet, d'un navigateur Tor, qui rend anonymes les tribulations de son utilisateur sur le Net et fonctionne avec les extensions .onion au lieu des habituels .com ou .org, (ainsi, l'adresse du marché Alphabay est *pwoah-7foa6au2pu.onion*) et d'un réseau privé virtuel (VPN). Des guides sont accessibles sur le Web « normal » pour accompagner les intéressés dans leurs premiers pas : comment par exemple se munir d'un *wallet* pour gérer ses *bitcoins*, souvent requis pour effectuer des paiements sur le Dark Web, ou d'une clé PGP (Pretty Good Privacy) pour encrypter ses messages et se mettre à l'abri des yeux indiscrets.

Cependant, Ladegaard ne s'est pas contenté de recueillir des données quantitatives. Il a aussi essayé de jauger l'état d'esprit sur ces plateformes occultes en parcourant les forums transversaux sur lesquels s'entretiennent leurs utilisateurs. Le fondateur de Silk Road y est surtout perçu comme un jeune homme négligent ou arrogant, et sa condamnation n'a pas insufflé de sentiment de vulnérabilité aux habitués du Dark Web. Silk Road comptait 12 000 entrées lorsque ses serveurs ont été saisis, il y en a aujourd'hui quelque 300 000 sur Alphabay. La recherche de Ladegaard a aussi mis en évidence une corrélation entre les publications dans les médias sur Silk Road et des bonds dans le volume des transactions effectuées sur d'autres plateformes du Dark Web. À l'occasion des poursuites engagées par le FBI contre Ross Ulbricht, les autorités américaines ont sans doute voulu frapper un grand coup et empêcher l'émergence d'un secteur marchand rigoureusement incontrôlable, plateforme commerciale idéale pour substances illégales en tous genres, drogues, médicaments, contrefaçons, articles de contrebande etc. À voir l'ampleur d'Alphabay, il est bien clair que si l'objectif des autorités américaines en condamnant lourdement Ross Ulbricht et en agitant cette condamnation comme épouvantail était d'endiguer le Dark Web par un effet de dissuasion, cet objectif est complètement raté.

und aus angeritzten Pflanzen ungehindert ausläuft. Die Forscher entwickelten auch ein umweltfreundliches Extraktionsverfahren: Die Wurzeln werden zermahlen, der Kautschuk dann mit Wasser herausgelöst.

Bei Straubing wird bereits versuchsweise auf acht Hektar Russischer Löwenzahn angebaut. Continental hat daraus erste Kleinserien von Winterreifen für PKW und LKW, aber auch Lager für Motoren und Gelenkwellen gefertigt. Bei Versuchen schnitten die Prototypen tadellos ab und brauchten den Vergleich mit Hevea-Kautschuk nicht zu scheuen. Als Vorstufe zur Serienproduktion, die in fünf bis zehn Jahren anlaufen soll, baut der Konzern gerade im vorpommerschen Anklam eine Testanlage für Löwenzahn-Gummi. Der Betrieb soll mehr als 20 Angestellte beschäftigen. „Im Laufe der nächsten fünf Jahre wollen wir 35 Millionen Euro investieren, um die Prozesse, die wir bisher nur im Labormaßstab etabliert haben, nach dem Motto ‚von Gramm über Kilo zu Tonnen‘ in einen Industriemaßstab zu transformieren“, sagt Burkhardt

Alors que les principaux produits proposés sur Silk Road étaient des drogues, ainsi que les faux papiers, on trouve en plus aujourd’hui sur Alphabay des armes et des données volées

Köller, der Vorsitzende der Geschäftsführung von Continental Reifen Deutschland. In Anklam soll Russischer Löwenzahn vorerst auf 800 Hektar angebaut werden.

Als Nebenprodukt fällt dabei Inulin an. Diesen Zucker- und Fett-Ersatz, der zum Beispiel Wurst oder Schokolade beigemischt wird, gewinnt die Lebensmittelindustrie bisher vor allem aus Chicorée-Wurzeln. Forscher des Fraunhofer-Instituts IGB und der Universität in Stuttgart haben die Extraktion des kalorienarmen Süßungsmittels aus den Wurzeln von Pustebblumen verbessert. Die Inulin-Gewinnung aus Löwenzahn wäre sogar billiger als die heutigen Verfahren; zu Einsatzmöglichkeiten forscht die Mannheimer Südzucker AG. Es könnte sogar einmal ein Hauptprodukt daraus werden: Ein Hektar Russischer Löwenzahn liefert pro Jahr rund eine Tonne Naturkautschuk und zwei Tonnen Inulin. Leider arbeitet aber wohl niemand an einer Kombination davon: Fahrzeug-Reifen, die man nach Gebrauch einfach aufessen kann, würden Umweltschutz bestimmt populär machen.

Die kleine Zeitzeugin

Wir sind alle Belgier_innen!



Miss Belgique auf dem Autosalon in Brüssel

Michèle Thoma

Ein Land ist uns nah, zu nah, es ist nicht groß und großmäulig wie andere Länder, die uns auch nah sind. Deshalb kann man über dieses Land Witze reißen wie über einen kleinen Bruder, den niemand ernst nimmt, oder die Tante, die man zwar mag, sie ist ein bisschen schrullig, aber zu größeren Events lädt man sie besser nicht ein.

Es gibt ein Land in Europa, das in der öffentlichen Wahrnehmung nicht den Stellenwert hat, der ihm gebührt. Sein *Ars Vivendi* ist nicht weltbekannt, belgische Schönheitskönige fallen auf Anhieb nicht ein, sie haben weder das Pulver noch den Tango erfunden. Beim Songcontest gewinnen sie nie. Immer funktioniert etwas nicht, dabei sind sie nicht mal Süden, Sonne, Sex, Schokolade, Fritten, Comics fallen den Gebildeten vielleicht ein, und Hopfentropfen. Aber wann, grübelgrübel, wandelte die Zeitzeugin zuletzt in Brüsseler Spitzen gehüllt? Das Brüsseler Monster hingegen kennt jeder. In einer unwirtlichen, unwirklichen Welt fernab der winzigen Frauen und Männer auf den Sofas heckt es Gräueltaten aus, zusammen mit Lobbyisten, Hinterrfrauen, dubiosen Gestalten, den Mafiosi der Macht. Tarnname Europa, auch nicht Vertrauen erweckender. Was noch? Missbrauchte, tote Kinder tauchen in der Kollektiv-Gedächtnisgruft auf. Und Terroristen, ja, Terroristen natürlich, es gibt da anscheinend ganze Nester.

Und eine Regierung, die es fünf Jahre nicht gab. Wie in Somalia, höhö, mon Diö, *quel bordel!*

Ein Land, das ohne Regierung auskommt, gibt es etwas Sympathischeres? Etwas, was mehr von Vitalität und Lebenslust zeugt? In dem die Fleißigen und die Faulen sich in zwei Sprachen anknurren, ausländische Fernsehsenderinnen erwähnen das Wort Bürgerkrieg. Dann wurschtelt es wacker weiter. Mit Fritten, die wachsen hier immer noch, sie sind immer noch die besten, das Bier fließt immer noch durch das *plat pays*, Brel singt und wird immer singen. Wo in diesen Breiten tanzen in hundsgewöhnlichen Cafés alte Weiber an Sonntagmorgen ab wie in Luik Liège, nicht unbedingt auf den Tischen, Captain Haddock schwingt sein Holzbein, und Struppi singt? Wo gibt es überhaupt Cafés auf Schritt und Tritt, wo gibt es so unkomplizierte Leut-Seligkeit wie bei unsern Nachbar_innen? Wo eine Straßenbahn, in der Mensch von Ostend über Westend zuckelt bis zu Die Panne? An einem ewigen Kinderbuchsandstrand entlang, auf den auch Erwachsene dürfen? Wo gibt es Komik und Kathedralen, Mystik und Miesmuscheln? Wo Gemütlichkeit und Geheimnis zugleich? In Belgien schließen sie einander nicht aus.

Und wer ist so unpräzise? Hat je jemand von belgischem Größenwahn oder belgischer Arroganz gehört? Leider werden die Netten nie gerühmt, meist auch nicht berühmt, Nettsein gilt als unsexy. Dabei ist es eine der höchsten menschlichen Tugenden.

Es ist aber jetzt an der Zeit, Belgien zu rühmen. Und wenn es nur aus egoistischen Motiven ist. Was Wissenschaftler_innen ausgebuddelt haben, wird unsere Belgienwahrnehmung nachhaltig revolutionieren. Auch unsere Eigenwahrnehmung. Identität, all das. Halten Sie sich fest an Ihrem Stammbaum!

Wir, Sie, ich, alle die auf diesem *Connes-tinent* seit Längerem, sagen wir seit circa 37 000 Jahren, ihr Wesen treiben, sind Belgier_innen! Das sagt uns das Schienbein unserer Vorfahrin. Wir alle haben das Belgische in den Genen. Unsere Gene sind in all den Migrationsströmen zwischen den Eiszeiten bis hinauf nach Belgien gespült worden, da tat *Homo europäensis* seinen Ureifreudensprung. Die erste Europäerin war Belgierin.

Wieso, es ist ja auch sonstwo schön gewesen und bestimmt wärmer, grübelt der gesunde Urmenschenverstand. Und was sagt eigentlich Mama Afrika dazu? Und Luxemburg? Wo genau verliefen denn die Grenzen in der Eiszeit? Wir sollten uns nicht genieren, unsere Gene einzufordern, sie notfalls vor den Europäischen Gerichtshof bringen, grübelt die immer etwas verstockte Stockluxemburgerin. Diese Studie hat Brüssel gesponsert, wittert der, der sich nichts vormachen lässt, kein X für ein U und schon gar kein belgisches Gähnen. Schnell eine Portion Fritten, eine Tablette Schokolade, ein Trappistinnenbier, und bitte Tim und Struppi in der Eiszeit!

Das Schienbein unserer Vorfahrin sagt uns: Alle, die seit 37 000 Jahren auf diesem Connes-tinent ihr Wesen treiben, sind Belgier_innen!

Zu Gast

Carole Thoma

La Chambre des députés peine depuis des années à procéder à une révision d'ensemble de notre Constitution, afin d'en adapter le texte, largement archaïque, aux exigences démocratiques, sociales et écologiques du XXI^e siècle. Il aura fallu moins d'un an et demi aux députés de la majorité, avec la complicité d'abord hésitante puis assumée du CSV, pour introduire dans notre loi fondamentale une disposition permettant à l'exécutif d'étendre considérablement ses pouvoirs à la suite d'événements imprévus – en particulier, d'un éventuel attentat terroriste.

Or l'instauration d'un tel état d'exception national, tel que prévue par la nouvelle version de l'article 32, paragraphe 4, de la Constitution, constitue une triple défaite pour notre État de droit et nos institutions démocratiques.

Celle-ci réside, tout d'abord, dans le texte même de la révision. Les auteurs de l'article 32, paragraphe 4, ont souligné l'inclusion de nombreux garde-fous dans celui-ci. Or ceux-ci sont largement redondants : en particulier, le principe de proportionnalité, ainsi que le respect dû aux normes constitutionnelles et conventionnelles s'applique de toute façon à chaque fois qu'une liberté fondamentale est en jeu. En réalité, l'impact négatif de la nouvelle disposition constitutionnelle réside dans le principe même de son contenu : désormais, à travers sa Consti-

Carole Thoma est co-porte-parole de déi Lénk

tution, notre pays rejoint le groupe des États qui, comme la France de la V^e République ou l'Allemagne de Weimar, ont mis à mal la séparation des pouvoirs en permettant à l'exécutif de légiférer par la voie réglementaire, lorsqu'il estime cela nécessaire. Historiquement, ce genre de blanc-seing a eu tendance à favoriser les abus de la part du pouvoir exécutif – ce qui est précisément la raison pour laquelle la Constitution allemande d'aujourd'hui n'en comprend toujours pas, en dépit du contexte sécuritaire actuel.

La deuxième défaite de notre démocratie réside dans la manière dont ce texte a pu voir le jour. Fruit d'une réaction précipitée de certains res-

pensables politiques aux attentats parisiens du 13 novembre 2015, l'idée d'une constitutionnalisation de l'état d'urgence aurait pu être jugée superflue et abandonnée à de nombreuses occasions : lorsque de nombreux juristes et autres acteurs de la société civile, toutes tendances politiques confondues, en soulignèrent les possibles dangers ; lorsqu'aucun membre de la coalition, ni du CSV ne vola publiquement au secours de l'auteur officiel de la proposition, le député Alex Bodry ; lorsque le Conseil d'État, dans son premier avis, en fit une critique cinglante. Rien n'y fit : contre vents et marées, la proposition fut maintenue. Le Parlement démontra, une fois de plus, son incapacité à jouer son rôle de contre-poids à l'égard de l'exécutif.

La constitutionnalisation de l'état d'urgence renferme en son sein une troisième défaite pour la démocratie, dont on ne peut qu'espérer qu'elle ne se matérialise jamais. Celle-ci réside dans la manière dont l'existence même d'un état d'urgence doit nécessairement conduire à une surenchère sécuritaire en cas d'attentat, même de faible ampleur : les responsables politiques qui refuseront d'utiliser cet outil risquent en effet de passer pour de dangereux laxistes. Le *Bommeleë* en rêvait, la majorité actuelle et le CSV l'ont réalisé : désormais, il suffit d'organiser un attentat pour obtenir, presque mécaniquement, la suspension de la séparation des pouvoirs.

Karawanserei

Bronskis Katze

Cara war nicht schwanger. Umso leichter fiel es ihr, Bronskis Wohnung zu verlassen. Mehr als zwei Kleidertaschen und einen mit persönlichen Sachen gefüllten Rucksack brauchte sie nicht zu tragen. Alles andere ließ sie in Bronskis Wohnung zurück.

Dennoch kam Cara nicht weit, nur ein paar hundert Meter, bis zum nächsten Kinderspielplatz. Dort saß auf einer Bank eine alte Frau und rauchte. Cara ließ die beiden Kleidertaschen zu Boden fallen. Ende der Reise. Ohne große Hoffnung fragte sie die Alte nach Max. Bronskis Katze hatte sich schon ein paar Tage früher aus dem Staub gemacht, sodass Cara sich nicht richtig von ihr hatte verabschieden können.

„Gleich kommt Rolf und holt mich ab“, behauptete die Alte. Noch während sie die eine Zigarette im Mundwinkel hängen hatte, fingerte sie bereits eine neue aus der zerknitterten Schachtel auf ihrem Schoß. „Kennen Sie meinen Sohn?“, fragte sie. „Der mit der Krawatte. Mein Ältester. Rolf trägt immer eine Krawatte. Immer, auch wenn er mich abholt.“

Es hatte keinen Sinn. Cara war zu erschöpft, um weiterzugehen. Mutlos ließ sie sich auf die Bank neben die fremde Mutter sinken. Ob Bronski Krawatten besaß, wusste sie gar nicht. Meistens hatte er T-Shirts getragen, ab und zu ein Hemd.

Cara überlegte lange. Dabei war sie sich sicher: Es gab kein Zurück. Daran würde, nüchtern be-

trachtet, auch das Verschwinden von Bronskis Katze nichts ändern. Möglicherweise war Max längst tot. Oder jemand hatte ihn mitgenommen, einfach so. Das Tier in eine Kleidertasche, wie Cara sie bei sich trug, gesteckt und einfach fortgebracht.

„Er müsste eigentlich schon da sein“, sagte die Alte, bevor sie einen schrecklichen Hustenanfall bekam. Cara wischte der Frau geistesgegenwärtig die brennende Zigarette vom Schoß, die ihr

während des Anfalls wie ein fauler Zahn aus dem Mund gefallen war.

Als sie sich einigermaßen beruhigt hatte, legte die fremde Frau ihre Hand auf Caras Knie. Cara rutschte ein paar Zentimeter zur Seite.

„Bleib!“, befahl die Alte und versuchte sie festzuhalten. Doch Cara war schneller. Sie sprang auf, ergriff ihre Taschen und lief davon, ohne sich noch einmal umzudrehen. hr.



Cara sprang auf, ergriff ihre Taschen und lief davon

Cara überlegte lange. Es gab kein Zurück. Möglicherweise war Max längst tot

Zoom op d’Sprooch

Den <e> als Handwierksgeschir

François Schanen

Sécher! An eiser Orthographie sinn d’Laut-Schrëft-Eenheeten (d’Phonem-Graphem-Entsprechungen) de Kär vum wichtegste Kapitel, a wann da vum geschriwwenen <e> rieds ass, mussen natierlech déi véier typesch Grondeenheeten ënnerscheet ginn, déi un eng speziell Aussprooch gebonne sinn: 1) de laangen „ee“ = /e:/ (*Zeechen, zwee, Eenheet*); 2) de kuerze betounten „ë“/ = /e/ virun „ch“ [ç], „chs“ [ks], „ck“ [k], „ng“ [ŋ], „nk“ [ŋk], „x“ [ks] (*Bréck, méchs, Béchs*); 3) de kuerze betounten „é“ = /ə/ (*Mënsch, Bësch*) an 4) dee meescht kuerzen a betounten „ä/e“= /æ/ respektiv /ɛ/ (*Häll, Fräsch, hell, lescht, Allerhell[egen]*). Schrëfflech kënnen se awer och alle véier (an Ausname wéi *Meter, ech, meng, net* oder/ an onbetounte Silben *Aarbecht, kritesch*) mam einfachen neutraliséierten „e“ ersat ginn, wéi dat am leschte Zoom gesot gouf (d’Land, 28.04.2017) an an eiser *Lëtzebuergesch Grammaire* erkläert ass².

Déi véier phonographesch Eenheeten „ee/é/ë/ä“, mat deem einfachen neutraliséierten „e“ sinn an enger vertikal-paradigmatescher Perspektiv vokalesch Substitutionseenheeten, déi a lexikalesche Minimalkoppelen eng distinktiv (ënnerscheedend) Oppositionsfunktioun hu kënnen: zum Beispill *keen, kéng, kënnen, keng/Käpp/Kräsi*. A véier Spezialfäll gëtt de Buschtaf „e“ dann awer och an enger anerer Hëllefsvunktioun agesat fir syntagmatesch (horizontal) Kuerzsequenzen auszdrécken: 1) als onbetounten Optakts-„e“, deem (e)wechgelooos ka ginn; 2) als Bannen-„e“ vun engem Segment mat <r>, <l>, <m>, <n>, an deem de Schwa elidéiert ka ginn, ouni datt en am Schrëfflechen duerch en Apostroph ersat gëtt; 3) als stommen „e“ *muet* a Sequenze wéi *Madame, Agence, <ie> (Partie), <ue> (=ü) (Point de vue)*; 4) als sougenannte *Rëtschvokal* am Règlement Grand-Ducal vun 1999.

Huele mer fir dëischt **de Fall vum onbetounten (meescht silbéierten³) Optakts-/ə/ (=e)** a Wieder wéi (*e*)*lauter, lei, lo, mol, sou, wéi, ran-, raus-, rëm-, riwwer-, rof-, rop-, run-, wech-* reduziéiert. Déi laang Form mat dem Schwa-/ə/ kann als déi „voll ausbuschtawéiert“ an déi am Schrëffleche gebraachten ugekuckt ginn, och wa bestëmmt aner Perspektiv wéi de Realisatiounstempo (*Allegro ↔ Lento*), d’Silbéierungsfäegkeet vom Konsonant (r, l,

m, s, w si geleeft), d’Rhythmik an d’Prosodie mat am Spill sinn: *An du war e wech!* [fënnef Silben] vs. *An du war en ewech!* [sechs Silben].

Eng aner Form vu Schwa-Elisioun, net méi am Optakt, mee bannen am Wuert respektiv an der Finales, schéngt vill méi komplizéiert ze sinn. Se ass an enger Magisteraarbecht vum François Conrad⁵ ënnersicht ginn. Am grouse Ganze geet et ëm Segmenter mat engem onbetounte Schwa-/ə/ (=e) an der Noperschaft (vir oder no) vun de Sonoranten

<r>, <l>, <m>, <n> an dës Schwa-Segmenter komme stänneg an enger Silb vir, déi no der betounter Silb vum Wuert kënnt.

Gëtt een sech, wéi de F. Conrad, mat mëndlechen Tester zefridden⁶, da si verschidde Fäll zënnerscheeden. 1) D’Segment Schwa + Sonorant an der eenzeger Schwa-Silb um Enn; zum Beispill *Bauer, Gromper, Segel, Trommel, Hallem, hallef*: De Schwa gëtt an deem Fall bal ni elidéiert; cf. zum Beispill den *-en* vum Infinitiv); 2) D’Segment Schwa +

Lautlech-schrëftlech Substitutionseenheeten dierfen net mat horizontalem Handwierksgeschir verwiesselt ginn

Sonorant kënnt virun engem anere Segment Schwa+ Sonorant vir (dacks a flexéierte Finalen): Den éische Schwa gëtt dacks (jee nom Realisatiounstempo, no der Lautkombinatioun [cf. *houfreg*], no der Rhythmik [Daktylus ↔ Trochäus]) ewechgelooos: *Ell(e)ren, Gromp(e)ren, Seg(e)ler, Ouscht(e)ren, Tromm(e)ler*, cf. déi meescht deklinéiert Adjektiver: *e mont(e)re /sensib(e)le Kärel, en trau(e)regen Held, hall(e)wen, mee mat waarmem Waasser*.

3) D’Elisioun vum Segment mat onbetountem Schwa gëtt kontextuell a verschiddene Lautkombinatiounen begënschtgt, wéi Plosiv/Frikativ + /ə/ + Sonorant (*int(e)ressanten, ed(e)len Konf(e)renz*). Prinzipiell ass den /ə/-Ausfall fakultativ, an der Praxis awer ass de Vokalverloscht (d’Tilgung, d’Synkope) och ënnerschiedlech jee no de Wuertkategorien (cf. *Lëtzebuergesch Grammaire* § 212, 373, Foussnott 140, 410: *rechnen, du rechs, hie rechent, ausgerechent*).

De stommen „e“ *muet* an Transferte wéi *Madame, Agence, Caddie, <ie> (Partie), <ue> (Point de vue)*; cf. *Lëtzebuergesch Grammaire* § 411 fir d’Wieder aus dem Franséischen. Prinzipiell heescht et an eiser Orthographie, datt een de Friemwieder déi Schreifweis loosse soll, déi se aus hirer Sprooch matbréngen. Den „e“ *muet* gëtt also net ausgeschwat an am Lëtzebuergesche bäigehalen⁷.

Rëtschvokal (mat senger Iwwersetzung *voyelle glissante*) ass e ganz onglécklechen Ausdrock fir verschidde Sprooch-Phänomener (cf. Règlement Grand-Ducal 1999, 3°; *Lëtzebuergesch Grammaire*, § 412). Den „e“ ass hei an derselwechter Silb en Deel vun engem Diphthong [iə] ou [uə] (*liewen, luewen, léiwen*), oder et representéiert an zwou Silben zwee verschidde Phonemer (mat „Hiatus“: *Fraen, goen, Hoer, Joer, Suen, Jeeër*). Den „e“ ass en Dehnungszeeche vun „ä“, „i“, „o“ oder

„u“ virun engem „r“ an engem anere Konsonant: *är Leit, mee äert Sonia, e Stär, mee e Päerd, e moert Resultat, e puert Gold, Tuerm, du iers dech* (an och de laangen däitschen „ie“ virun „r“: *schwiereg, Kierch* (keen „ii“ virun „r“!))

¹ Am Schrëfflechen huet d’Opposition als markéierte Pol den „ä“ (kontrastiv-etymologesche Prinzip: Hölle = *Häll*, Bälle = *Bäll*) an als net-markéierte Pol den „e“ (hell = *hel*, Belle [Kartespill] = *Belle*).

² Cf. Schanen/Zimmer, Schortgen, 2012, § 392-408. D’Wuert *neutraliséiert/ Neutralisatoun* an mengem leschte Zoom an an der *Grammaire* (cf. §§ 392, 394-396, 407), ass vun e puer Lieser schlecht verstane ginn. An engem System kënnen net nëmmen déi lautlech Oppositionszich (zum Beispill kuerz ↔ laang) *neutraliséiert* ginn, mee och déi schrëftlech „diakritesch“ Zeechen: den „e“ als einfache Buschtaf ouni Accent nach Trema ass an deem Fall neutraliséiert well en net méi onbedéngt un eng Aussprooch gebonnen ass. Et ass e Graphem (Schrëftzeechen) ouni festgeluechte Phonem (Laut), deem och, wéi am zweeten Deel vun deem Zoom, eng aner syntagmatesch Hëllefsvunktioun wéi déi phonologesch Representatioun hu kann. Cf. den Titel an der *Grammaire*: Chapitre 26, „Trois ‚e‘ écrits spéciaux sans phonème“. D’Ënnerscheedung vun A a B am § 410 mécht, datt elo net méi vun dräi, mee vu véier Fäll rieds ass, an deenen den „e“ kengem Phonem entsprécht!

³ D’Silbéierung vum Konsonant heescht, datt de Schwa-/ə/ als Silb gebraucht gëtt fir de Konsonant auszuschwätzen: *esou fir sou, -er/-el/-en/em fir <r>, <l>, <n>, <m>*.

⁴ cf.; Schanen/Zimmer: *Lëtzebuergesch Grammaire* (Schortgen, 2012), § 410A; Schanen/Lulling: *Texte coordonné*, 2003 site CPLL 3.1.4.6.

⁵ „Schwa-Elision und die Wortprosodie des Luxemburgischen“, in: *Linguistik Online* 80 (1), 2017 <https://bop.unibe.ch/linguistik-online/article/view/3564>

⁶ Wat an deem Fall bestëmmt e Feeler ass. D’Lëtzebuergesch ass net nëmmen eng däitsch *Mundart*, déi an der Perspektiv vun den eenzege *Wuertkategorien* ënnersicht misst ginn. Hei wieren e schrëftsproochleche Korpus an eng gruppegrammatesch Analys bestëmmt néideg gewiescht!

⁷ D’Orthographieskommissioun vum CPLL ënnerscheet dräi Zorte Wieder; a) déi, déi wéi am Däitsche geschriwwen ginn (ouni „e“: *Affär, Aktionär, Büro, Menü, Sekretär*; b) déi, déi wéi am Franséischen am Singular mat engem „e“ *muet* als zweete Buschtaf vun engem Digramm virkommen: *eng Avenue / Avenuen erofgoen, Avenuë botzen* (n-Verloscht); c) déi, déi am Singular de franséischen „e“ *muet* hunn oder net, well en net op Lëtzebuergesch ausgeschwat gëtt: *An’nex(e), An’tenn(e), Hymn(e), Omlétt(e), Terrass(e)*. D’Applikatioun vum phonographesche Prinzip wier wahrscheinlech méi einfach: *Barriär, Karriär, Chancé(n)*.

Maux dits d’Yvan

La disparition

Yvan

J’ignore combien de fois Edmond Donnersbach a vendu ce petit chef d’œuvre que Georges Perec a écrit sans une seule voyelle « e », pourtant la plus répandue de la langue française. Je ne sais pas non plus combien d’exemplaires de *Les revenentes* il a pu écouler que le même auteur a rédigé cette fois-ci avec la seule voyelle « e ». Mais j’espère que la presque disparu et quasi revenant libraire placera un maximum de *Pléiade* que Gallimard vient de consacrer à cet écrivain de génie.

Mais si les librairies ne sont pas, loin s’en faut, les magasins les plus fréquents, elles sont, à coup sûr, les plus vitaux. Elles sont la ville, mode d’emploi, pour paraphraser un autre livre de Perec. Elles ne sont pas le « e », mais l’alpha et l’omega, de la cité. Elles sont en quelque sorte les abeilles de la ville dont la disparition entrainerait, selon Einstein, celle de l’humanité.

Et il est vrai que la librairie Alinéa tient de la ruche, où badauds et lecteurs, professeurs et élèves, honnêtes hommes et femmes fatales, artistes et bourgeois, bobos et même quelques prolétaires viennent butiner à la recherche de leur miel. Ils y trouvent beaucoup de livres cultes et peu de livres cul, pas mal de beaux livres mais aucun faux livre, car le livre faux n’existe pas, exception faite, bien

C’est la mobilisation des amis, que personne n’oserait appeler clients, qui permet, en ce moment, d’écrire la suite d’Alinéa

sûr, de ces listes de recettes de cuisine hâtivement déguisées en « livres » de cuisine que notre librairie écoule à son cœur défendant, mais qui lui permettent néanmoins de faire bouillir tant soit peu la marmite. Faut-il rappeler qu’un livre de cuisine n’est pas, comme ses cousins, un précepteur, mais un domestique, un livre en livrée en quelque sorte ?

C’est la mobilisation des amis, que personne n’oserait appeler clients, qui permet, en ce moment, d’écrire la suite du paragraphe dont l’alinéa a été jeté il y a maintenant 22 ans et qui permettra à ce bateau livre d’adopter la devise des Parisiens : *fluctuat nec mergitur*. C’est eux qui ont compris qu’ils ne rencontreront jamais Voltaire dans la froideur

du Panthéon, ni Victor Hugo dans les ruelles de Vianden et encore moins Michel Rodange à l’ombre de son *Fiisschen* de la Place d’Armes.

Ils ne verront jamais Paul Valéry dans son cimetière marin et ne comprendront pas non plus Freud dans son musée à Vienne. Des bancs d’école ils ont gardé un mauvais souvenir de Goethe et chez Amazon ils n’apprendront jamais rien sur les amazones croquées par Homère. Non, c’est en arpentant les travées chez le librairie qu’ils fraternisent avec l’écrivain, c’est en humant le parfum du papier qu’ils découvrent sa poésie et c’est en froissant les bonnes feuilles d’un nouveau roman, voire du nouveau roman, qu’ils s’inventent une autre vie. Et qu’ils livreront par là même une nouvelle vie à la librairie de la rue Beaumont qui continuera alors à résister en vers et contre tous aux Zadig et Voltaire tout prêts déjà à vautouriser sa place.

Et comme chez les escargots de Prévert, quand nous, les lecteurs arriverons à l’enterrement des feuilles mortes, elles seront toutes ressuscitées. Nous prendrons alors un verre de bière si le cœur nous en dit et comme nous aurons beaucoup lu nous tituberons un petit peu. Mais là-haut dans le ciel, Perec, Shakespeare et même Houellebecq et les autres veilleront sur nous.



Jeeër: Hei representéiert den „e“ an zwou Silben zwee verschidde Phonemer mat „Hiatus“



Le Théâtre des Capucins est en chantier. La bourgmestre de la Ville, Lydie Polfer (DP), s'en est réjouie lundi, lors de la présentation de la saison 2017-18 des Théâtres de la Ville. À côté de l'entrée, qui sera entièrement refaite, aves ses espaces vestiaires et accueil, les plus importants travaux se font actuellement au premier étage, où l'ancien bar, qui servait surtout les jours de première pour la fête, sera aménagé en salle de répétitions et pouvant servir pour les *workshops* et conférences (photo prise lundi) – avec un peu de chance, elle sera prête pour le *Talent Lab* début juin. À moyen terme, Tom Leick, le directeur des deux théâtres de la Ville, voudrait transformer le Capucins en lieu réservé aux créations autochtones. Lydie Polfer a annoncé une augmentation de trente pour cent du nombre de spectateurs dans cette salle. Edmond Donnersbach (Alinéa) y ouvrira en outre un point de vente spécialisé d'ici la rentrée. jh

Théâtre



Was ist Unst ?

...demandait Milo Rau au début de sa carrière en tant que metteur en scène. en 2009. Il avait alors 32 ans et une carrière de journaliste et d'essayiste derrière lui. *Was ist Unst ?* est son manifeste sur le rôle de l'art dans la société et le rôle de la politique en art. « Die Liebhaber der Unst sind die Ünstler » proféra-t-il en Une de la *NZZ*. Ce côté loufoque, absurde, caractérise bien le Suisse Milo Rau, qui est devenu, en l'espace de quinze ans, un des metteurs en scène les plus intéressants et en même temps les plus controversés d'Europe. Mardi soir, il était l'invité de l'IPW à Neimënster, pour une conférence-débat (avec Elisabeth Tropper ; photo : TPC) sur *Le théâtre et le réalisme global*. À l'endroit même où Rau présenta son *Hate Radio*, sur le génocide au Ruanda, à la rentrée, il donna un aperçu de sa manière de travailler. Il entame tous ses projets, tous hautement politiques, à partir de recherches d'archives et de terrain : sur la surexploitation minière et les guerres civiles au Congo, sur les procès politiques en Russie sous Poutine ou sur l'actuelle crise migratoire. Malgré tous les problèmes juridiques et les scandales que suscitent ses pièces, il reste persuadé que l'art peut changer le monde. jh



Théâtre



Don't cry for me, Argentina...!

Rien à faire : les musicals, c'est son truc. Après *Mamma Mia* et *Kiss me Kate*, Tom Leick (photo : TPC) était particulièrement fier de pouvoir annoncer la venue, pour les fêtes de fin d'année, du musical *Evita*, racontant la vie d'Eva Perón, épouse du dictateur argentin, mise en musique par Andrew Lloyd Webber. Qui a vu le film éponyme avec Madonna dans le rôle-titre connaît les chansons sirupeuses et l'histoire mièvre. Néanmoins, la production venant directement du West End de Londres au Grand Théâtre, il y a une garantie de grand professionnalisme dans le *show*. Ce sera du 19 au 31 décembre, avec fête du réveillon du nouvel pour les aficionados de cette grande fête.

Mais ce musical ne doit pas cacher le restant de la programmation des deux Théâtres de la Ville, qui garde le cap d'un mélange entre productions locales – Ian de Toffoli traduit et adapte le *Rumpelstilzchen* de frères Grimm, Myriam Muller le monte avec huit acteurs autochtones ; Carole Lorang monte *7 Minuten Betriebsrat* de Stefano Massini, avec onze actrices, en coproduction avec le Staatstheater Mainz – et accueils prestigieux. Ainsi, après le Deutsches Theater Berlin cette saison, le Thalia de Hambourg sera l'invité de la saison prochaine, avec *Späte Nachbarn* de Isaac B. Singer dans laquelle joue André Jung et le marathon Zola mis en scène par Luk Perceval, une trilogie dans laquelle joue Marie Jung, la fille (7h45 de théâtre non-stop, un dimanche du mois de mars). Autres points forts : le Red Bridget Project, organisé avec la Philharmonie et le Mudam sur toute la saison, avec Anne Teresa de Keersmaker en artiste invitée, et deux spectacles du chorégraphe Sidi-Larbi Cherkaoui, qui travaille avec des artistes plasticiens : *Icon*, un spectacle de danse, avec Antony Gormley, et *Pelléas et Mélisande*, l'opéra de Debussy, dont Marina Abramovic réalise la scénographie (programme complet : theatres.lu). jh

Politique



Presque les mêmes

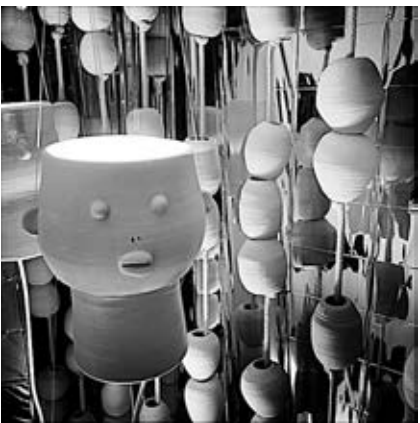
Moins d'un mois après l'expiration des mandats du précécent conseil d'administration de la Salle de concerts grand-duchesses Charlotte, établissement public qui gère la Philharmonie et l'OPL, le ministre de la Culture Xavier Bettel (DP) a nommé ses nouveaux membres. Qui sont restés sensiblement les mêmes, avec Pierre Ahlborn de la Banque de Luxembourg à la présidence et Marcel Gross, ancien de la Post, à la vice-présidence. Restent aussi la bourgmestre Lydie Polfer et plusieurs fonctionnaires de la Culture, des Bâtiments publics et des Finances. Par ailleurs, on constate une féminisation et un rajeunissement du CA de neuf membres. Le compositeur Camille Karger est remplacé par l'employée du ministère de l'Éducation nationale Anne Heniqui. Ils sont nommés pour cinq ans. jh



Moutarde après dîner

Lundi prochain, 29 mai, la commission de la Culture de la Chambre des députés, présidée par le député libéral André Bauler, discutera du Musée d'art moderne Mudam. L'ordre du jour de la réunion note sur son point n° 2 : « Informations sur la procédure de recherche d'un nouveau directeur / d'une nouvelle directrice du Mudam ». La Gauche a demandé que ce point soit mis à l'ordre du jour, parce que ses députés, notamment l'acteur Marc Baum, se posent « de nombreuses questions quant à l'organisation, la mission publique et le (dés)engagement de l'État » du Mudam. En cause notamment le fait que Deloitte fasse interface de recrutement dans l'annonce d'emploi officielle. Le délai de remise des candidatures est fixé à aujourd'hui, vendredi 26 mai. jh

Disparition



Emilceramic...

...était son nom d'artiste depuis quatre ans. Emile de Demo était un passionné de toutes formes d'art, de la musique en passant par le théâtre jusqu'aux arts plastiques et appliqués. Qui suivait son fil Instagram se voyait gratifier des découvertes faites lors de ses nombreux voyages, profitant de son regard averti et de sa recherche d'inspiration dans son domaine, la céramique, qu'il a apprise sur le tard. On a découvert ses bols, plats et vases au *Troc'n Broll* des Rotondes, puis lors d'un *pop-up store*, en 2014, à Dudelange (avec Stina Fisch, Anne-Marie Herckes et Jean-Marc Aviance, alors son partenaire dans la vie). Toujours à la recherche du geste authentique, du glaçage original et de la forme parfaite, il gardait son humour caustique même dans la poterie : un *Fuck you very much* sculpté pouvait ainsi tout à fait se retrouver sur un plat. Fin 2016, Emilceramic était l'invité de la *Cecil's Box* du Cercle-Cité, où il fit régner une ambiance festive et joyeuse avec ses bonhommes en terre cuite (photo : TPC) et il réalisa des objets en céramique pour l'exposition *Picasso et les animaux*. Avant cela, il était aussi un *deejay* génial, surtout en duo Sonic, avec Guy Haas. Emile de Demo est mort le 17 mai à l'âge de 45 ans des suites d'un accident de voiture. jh

Musiques



Rayonnant

Sun Glitters présentera son nouvel opus ce soir, 26 mai, aux Rotondes. Si beaucoup d'eau et d'encr ont coulé depuis *Everything could be fine*, qui posait l'électronicien grand-ducal comme un des fers de lance de la *chill wave*, Victor Ferreira n'a pas chômé pour autant comme en atteste sa foisonnante discographie sur *bandcamp*. Pourtant, ce troisième album *It will be forever* tourne salutairement le dos au sous-genre qui a permis à Sun Glitters de happer le feu des projecteurs. Les deux morceaux annonçant l'album dévoilent des ambiances 80's et rétro-futuristes, où des arpégiateurs se taillent la part du lion sans oublier certaines couches et textures qui rappellent que Sun Glitters reste(ra) un indécrotable *shoegazer* qui aime rêver et faire rêver. da



Panoramique

De Gudde Willen accueille mercredi 31 mai, Yes We Mystic. Le quintet canadien a pondu l'année passée *Forgiver*, un premier album très convaincant de pop orchestrale et panoramique. Évoquant aussi bien les grands espaces en diaporama d'Other Lives, l'ingéniosité savante de Grizzly Bear qu'un Coldplay délaissant la guimauve, Yes We Mystic développe une musique où les grands sentiments et les dénouements grandiloquents se déclinent en neuf vignettes cinématiques. Cependant, *Forgiver* affiche aussi une noirceur élégiaque qui contrebalance la richesse des arrangements, donnant ainsi une patine ambivalente bienvenue qui évite ainsi à Yes We Mystic une étiquette de premier de classe niais et propre sur lui. da

Theater

Blick in den (Zerr-)Spiegel

Anina Valle Thiele

Die Geschwisterbeziehung ist ein Mythos, den Literatur und Theater immer wieder neu als Spiel von Nähe und Distanz, Liebe und Rivalität aufleben lassen. Meist sind es toxische Verhältnisse, in denen der oder die eine nicht mit und nicht ohne den anderen sein kann. Die Zwillinge Pollux und Castor sind wie die Söhne des Zeus aneinandergebunden. Die Schwestern Marguerite und Marie waren von klein auf Konkurrentinnen. Die Träumer Pierre und Isabelle lieben sich so innig, dass sie gemeinsam durchbrennen werden ... Es sind Beziehungen, die durch Neid und Konkurrenz geprägt sind und zugleich durch Abhängigkeit(en), die ein Leben lang bestehen. Regisseurin Carole Lorang und Mani Müller (Text) haben sich für *Dunkle Spiegel* keinen leichten Stoff vorgeknüpft. Mit Rekurs auf Kain und Abel und deutliche Anleihen aus der griechischen Mythologie zeigen sie mit sechs Figuren und drei gänzlich unterschiedlichen Geschwisterpaaren, wie vielfältig und zerstörerisch diese Beziehungen sein können und wie frühkindliche Erlebnisse ein Leben lang nachwirken.

Unheimlich wirkt die eineinhalbstündige Inszenierung im Kapuzinertheater dank eines beeindruckenden Licht- und Tonspiels und zieht auch musikalisch in den Bann. Geisterhafte Stimmen und Gemurmel ertönen aus dem *Off* und legen sich als unruhiger Sound über das gesamte Stück. Das Bühnenbild: Ein Wohnzimmer – zwischen Barock und Moderne, ein Divan sowie ein überdimensionales, gefülltes Weinregal. Während Pierre und Marguerite kultiviert die Weinkelche schwenken, stolpern Pollux (Franz Leander Klee) und Castor (Lorenz Klee), auch im wahren Leben ein Geschwisterpaar, unbedarft über die Bühne und mimen die deutschen Unterschichten-Prolls.

Die dank Muttersprachlern gelungene zweisprachige Inszenierung erweist sich so in erster Linie als *Clash* der Kulturen und sozialen Milieus: Hier

Regisseurin Carole Lorang und Autor Mani Müller haben sich für *Dunkle Spiegel* keinen leichten Stoff vorgeknüpft: Geschwister

die tölpelhaften deutschen Ruhrpott-Prolls, dort die französisch kultivierten Geschwisterpaare aus bourgeois Verhältnissen. Das ist bisweilen amüsant, mitunter jedoch hart am Rande des Slapsticks, etwa wenn Castor Französischstunden bei Marguerite (Bach-Lan Lê-Bà Thi) nimmt und einen Camembert unbeholfen als „Come on Bert!“ ausspricht. Plumper deutscher Trampel trifft auf blasierte Französischlehrerin und Frau von Welt – eine Konstellation, die ihre Wirkung nicht verfehlt und einen in der Tat auflachen lässt, jedoch irgendwann ins Groteske umschlägt.

Nuancierter hingegen die Geschwisterbeziehungen zwischen Isabelle (Leila Schaus) und Pierre (Ali Esmili) sowie zwischen den Schwestern Marguerite und Marie (Véronique Nosbaum), die wie durch eine unsichtbare Nabelschnur ein Leben lang aneinander gebunden scheinen. Letztere überzeugt vor



Véronique Nosbaum und Bach-Lan Lê-Bà Thi

allem durch ihre starke Interpretation (Sopran) der Schumann-Lieder *Abendlied* und *Dein Angesicht*. Für eine sinnliche Abwechslung sorgen auch Diaprojektionen, die Aufnahmen der Geschwister als Kleinkinder oder ein altes Mansardenhaus, Zankapfel zwischen den Geschwisterpaaren, zeigen.

Die Erinnerungen von Isabelle an ihre Kindheit sowie die verzerrten und gegensätzlichen, bruchstückhaften Vergangenheitsfetzen der Schwestern Marguerite und Marie machen zudem klar, dass eine autoritäre Erziehung, Bevormundung und frühkindliche Traumata ein Leben lang nachwirken. Der Blick in den Spiegel ist die Begegnung mit der Vergangenheit und dem Selbst. Was am Ende zurückbleibt, sind lächelnde, unschuldige Kindergesichter auf vergilbten Polaroid-Fotografien und

ein diffuses Unbehagen. *Dunkle Spiegel* wühlt auf und rührt am eigenen seelischen Knacks. Die Inszenierung beeindruckt musikalisch wie schauspielerisch durch hohes Niveau.

Miroirs troubles/Dunkle Spiegel – zweisprachiges Musiktheater über Geschwisterpaare mit deutschen und französischen Übertiteln. Mit: Ali Esmili, Bach-Lan Lê-Bà Thi, Franz Leander Klee, Lorenz Klee, Véronique Nosbaum, Leila Schaus; Konzept & Regie: Carole Lorang; Texte & Dramaturgie: Mani Müller; Musik: Franz Leander Klee & Emre Sevindik; Bühnenbild & Kostüme: Peggy Wurth; Regieassistent: Francis Schmit; Lichtgestaltung: Romain Stammel. Eine Koproduktion der Théâtres de la Ville de Luxembourg, Compagnie du Grand Boube und dem Staatstheater Mainz. Weitere Spieltermine: Am 26. und 30. Mai um 20 Uhr im Kapuzinertheater: www.theatres.lu.

Theater

Autopsie am Kurort

Claude Reiles

Hotel Grand Palace, „Mondorf-läss-Bänns“: Hier werden im Mai 1945, im Vorfeld der Nürnberger Prozesse, die zentralen Schergen des Nazi-Regimes verhört. Unter der Verantwortung des US-Militärs Colonel Burton C. Andrus führten John Dolibois und Kenneth Hechler die Befragungen bis zur Überführung der Gefangenen nach Nürnberg. 86 Insassen zählte das Gefangenenerlager Ashcan. Auf einige wenige, neun an der Zahl, konzentriert sich die von Anne Simon, Ingo Waszerka und Sarah Rock adaptierte Textvorlage von Ouri Wesloy.

Der stehenden Schwüle im Theaterraum des TNL am Premierenabend zum Trotz inszenierte Anne Simon ihre Produktion namens *Codename: Ashcan*. Mit Verhören von Hermann Göring (Steve Karier), Franz von Papen (Ulrich Kuhlmann), Julius Streicher (Georg Marin), Hans Frank (Fred Frenay), Wilhelm Keitel (Marco Lorenzini), Karl Dönitz (Martin Olbertz) und Walter Warlimont (Thomas Wißmann) stellt uns das Ensemble eine Vielzahl an Handlungsvarianten vor, die allesamt auf ihre individuelle Weise zu den Schalthebeln des Dritten Reiches führten und nun ebenso individuell ihren Richtern begegnen.

Anouk Schiltz schöpft mit dieser Produktion räumlich aus den Vollen. Unmittelbar an die vordere Reihe des Zuschauerraums grenzt ein massiver Holz-

schreibtisch mit juristischen Nachschlagewerken, Leseleuchte und Telefon. Mit Kreide werden manche Aussagen auf die Platte gekritzelt. In der Mitte der Bühne ragen neun Podeste unterschiedlicher Höhen hervor. Sie dienen gleichsam als Zellen, Präsentierteller und Metapher vergangener Polit- und Militärhierarchien. In der Tiefe sind meterhohe Drehtüren in weiße Wände eingefasst.

Zur Einweisung bewegen sich die Gefangenen je nach Persönlichkeit mal kauzig, mal trotzig mit Lederkoffer in die Hotellobby, werden in der Folge individuell verhört und bieten mit den Auszügen von Originaltexten einen teils zynischen, bisweilen erbarmlichen Einblick in die Denk- und Verteidigungsstrukturen ihrer jeweiligen Sprecher.

Herausragend sind in diesem Moment sicherlich die rassistischen Auswürfe des Julius Streicher aus dem Munde Georg Marins. Auch weiß Ulrich Kuhlmann die herablassend spöttische Haltung eines Franz von Papen wirksam zu mimen. In der Tat greift die Regie auf ein Schauspielensemble zurück, das der geistigen Verderbnis dieser Vorstufe zu den Nürnberger Scharfrichtern eine greifbare Form verleiht. Der Zuschauer vermag es, sich in diese Abgründe hineinzuversetzen und wird sich darüber klar, dass sich das Geschehene vor der eigenen Haustür ergab.

Anne Simon inszeniert die Verhöre der Nazi-Bonzen im historischen Gefangenenerlager Ashcan und lässt den Sonnenkönig zur Toilette bitten

Ein besonderes Augenmerk sei jedoch auf Steve Karier als Hermann Göring und Martin Olbertz als Admiral Karl Dönitz gelegt. Beide Figuren verkörpern einen besonders starken Kontrast in persönlicher Haltung und Reaktion. Steve Karier mimt „den dicken Göring“ als schauspielernenden Egomane und Morphiumsüchtigen, der jede noch so perverse Kulisie schamlos ausnützt, um sich selbst in Szene zu setzen. Es scheint, als habe er es in seiner nahezu sonnenköniglich gebärdenden Selbstherrlichkeit weniger auf den Faschismus abgesehen, sondern sehr viel mehr auf apolitisches Rampenlicht. Steve Karier verkörpert dieses Spezifische an seiner Rolle mit ebenso viel Freude wie Olbertz den Admiral Dönitz. Dieser versucht in einer sich stimmlich herrlich überschlagenden Blauäugigkeit und angsterfüllter Charakterlosigkeit, sich seiner Verantwortung zu entziehen: Mit hoher Stirn und hagerem Auftritt fern von Stolz und Haltung, generiert er Ausreden und zeugt von Kadavergehorsam im Sekundentakt, er, der trotz Kapitulation noch immer auf den militärischen Grad des Admirals besteht. Mit dieser Charakterlosigkeit schafft es Dönitz sogar, sich seine Komplizen zum Feinde zu machen.

Die Typisierung des Ewiggestrigen wird am Ende zum Teil aufgehoben, als Simon die Gefangenen in wiederholten Achten durch die Drehtüren spazieren lässt, als seien sie von dem Gesehenen und Gehörten, ja von der Darstellung ostpolnischer KZ-Auflösungen innerlich aufgewühlt und nachdenklich geworden. Zwar erlaubt sich die Inszenierung in einigen Fällen jene Stereotype des Nazi-Tölpels, über die so mancher US-amerikanische Schinken bis in die 90-er hinein selten hinauskam, insgesamt jedoch liefert *Codename: Ashcan* eine aufschlussreiche, sehr direkte, für Anne Simon übrigens überaus klassische Autopsie nationalsozialistischen Gedankenguts. Dabei ist der Begriff der Autopsie sehr bewusst gewählt, denn diese Auswüchse verdorbener Ideologie sind nicht nur dem Tode geweiht, sie entpuppen sich in ihrer misanthropischen Genese als Verwesungsprozess per se. Dass am Ende festgestellt wird, diese Denkkarten entsprängen nicht nur dem Hirn eines Psychopathen, sie seien vielmehr das Ergebnis des Banalen und Rücksichtslosen, wird von den verunsicherten Ermittlern diagnostiziert. Verweise auf Marine Le Pen und den stupiden Trumpismus mögen den einen oder anderen Zuschauer ob der zweifelhaften Vergleichbarkeit allerdings befremdet haben. Ob übertrieben oder nicht, das mag politische Ansichtssache sein.

Codename Ashcan von Ouri Wesloy; eine Produktion des TNL gemeinsam mit Nowhere Land und dem Pfalztheater Kaiserslautern; nach einer Recherchearbeit von Willy Perelszteijn; Regie von Anne Simon; Dramaturgie von Ingo Waszerka, Bühne von Anouk Schiltz; Musik von Anthime Miller; Licht von Zeljko Sestak, Kostüme von Mélanie Planchard; mit u.a. Fred Frenay, Steve Karier, Ulrich Kuhlmann, Marco Lorenzini, Georg Luibl, Georg Marin, Martin Olbertz, Thomas Wißmann, Maximilian Jadin, Dennis Kozeluh, Daron Yates, Gintare Parulyte. Weitere Vorstellungen am 26., 29., 30. und 31. Mai. Karten unter www.luxembourg-ticket.lu oder Telefon: 47 08 951. Informationen: www.tnl.lu.



Die Gefangenen mal kauzig, mal trotzig in der Hotellobby



Theater

Abartig gut!

Ganze zwei Mal bricht mir an diesem Abend im Studio des Grand Théâtre ein reflexartiges, deutlich vernehmbares „What the f***“ heraus. Peinlich ist es mir nur für wenige Sekunden, denn so mancher Sitznachbar lässt sich zum selben Ausruf verleiten, Gestöhne macht sich breit. Ein weiteres „putain de merde“, vier Plätze weiter rechts. Im Akkord liefert die belgische Tanz- und Projektgruppe Peeping Tom Eindrücke des Agitativ-Tänzerischen, des Szenischen, Momente und Tonreaktionen, die einem den Atem stocken lassen.

Nach ihrem *Vader* (Père) 2014 und vor dem anstehenden *Kinderen* (Enfants) widmet sich das Team um Regisseurin und Choreografin Gabriel Carrizo in dieser Familientrilogie der Motivik rund um die Mutter, teils inhaltlich zusammenhängend, teils auf Eindrücke beschränkt. Behutsam schiebt sich ein Lichtkegel Richtung Vitrine, hinter der eine betagte Frau, in ihrem Sarg aufgebahrt, sekundlich schwere Atemzüge ins Mikrofon röchelt. Bei jedem Einatmen leuchtet ein rotes Licht auf und macht die Sicht auf die Familie frei, die die Sterbende begleitet, bis der Sarg verschlossen und abtransportiert wird. Dazu gesellt sich ein Elternpaar, das auf surreale Weise und hartnäckig auf den regelmäßigen Besuch der eigenen Tochter besteht, die im Inneren eines Brutkastens dahinvegetiert und von Geburt bis zum Tode im Glaskubus wächst. Geführt wird der Kasten von einer schwangeren Krankenpflegerin mit wider natürlich langen, blutbeschmierten Unterarmen, die sie schlaksig um sich schwenkt.

Mit postmodernem Tanz, Ton und Spiel tasten Peeping Tom die Abgründe der Mutter-Motivik ab

Dies sind nur zwei Momentaufnahmen, die von einer derartigen atmosphärischen Dichte zeugen, dass das, was in einem Zeitalter des *Anything goes* nicht mehr möglich scheint, bei *Moeder* erreicht wird: Diese Produktion schockiert, sie erregt leichten Ekel. Schock und Ekel sind jedoch keinesfalls Selbstzweck wie in billigen *Splatter*-Schinken der 80-er und Carrizo beschränkt sich auch nicht auf sie. *Moeder* führt den Zuschauer ein in die vielschichtigen Empfindungswelten, die sich mit der Mutter-Motivik verbinden lassen: Verlust, Liebe, Hochachtung, Erinnerung, Bedingungslosigkeit, Organik.

Bis zur morbiden Zumutung wird diese Galerie mütterlicher Konnotationen (vor der Kulisse eines Museums, behangen mit einer Ahnengalerie) insbesondere durch Tanz und Ton verstärkt. Schwer beeindruckt die Symbiose beider Disziplinen, wenn Maria Carolina Vieira ihren Körper auf dem Boden schwimmend zu fiktiver Wassermasse bewegt und die Tontechnik sich hinter dem Glasfenster mit Wasserschüssel und etwaigem Gerät daran versucht, jedes einzelne Planschen und Plätschern zeitgenau nachzuahmen.

Eurudike de Beul schlägt in markdurchdringendem Tone auf die Taste eines Klaviers. Dazu zucken Hun-Mok Jung und Brandon Lagaret wie die Perlen auf einer dröhnenden Lautsprecher-Membran zum imitierten Herzschlag. Die tänzerischen Darbietungen – so sei hier laienhaft erklärt – widersetzen sich jeder Vorstellung eines klassischen Tanzes und werden polarisieren. Tanz ist hier oberflächlich ein Zucken, ein Etwas an Gelenkaktivitäten wider jegliche physiologische Natur. Das Ensemble um Peeping Tom schafft es jedoch in den tieferen Schichten, der grotesken, abartigen und befremdlichen Muttermotivik ein anatomisches Leiden zu entsprechen. Die Choreografie wird mit Sinn gefüllt.

Im Zusammenspiel mit Körper und Objekt beginnt plötzlich ein Herz, an der Wand eingerahmt, zu bluten. Die Putzfrau wischt die Masse weg. Aus weiteren Gemälden zieht Marie Gyselbrecht den Kopf eines Mannes aus der Leinwand heraus. Er beißt ihr geradewegs in die Faust. Erinnerung, Familiengeschichte nehmen so organische, sinnliche Form an. Was Peeping Tom mit *Moeder* geschaffen hat, ist einzigartig. Die 80 Minuten sind definitiv nichts für schwache Nerven. Ja, dieser dramaturgischen Perversion muss man sich öffnen können. Nie völlig humorfrei, ist *Moeder* die Verkörperung von Liebe, Sehnsucht und innerer Revolte mit den pervertierten Mitteln von Physis, Spiel und Ton. Ästhetik unter präziser Regie. Genial! Claude Reiles

Ausstellung

Blick auf die Ausgrenzung

Anina Valle Thiele

Geht es um Flüchtlinge, zeigen viele Medien Bilder vermeintlich lethargischer Menschenmassen oder überfüllte Boote. Ob bewusst oder nicht, ohne weiteren Kontext nähren solche Bilder das Vorurteil des „trägen Afrikaners“. Einen anderen Blick auf Flüchtlingswanderungen präsentiert das Centre de documentation sur les migrations humaines (CDMH) mit seiner interaktiven Ausstellung *Moving beyond borders*. Auf einem Bild des spanischen Fotografen José Palazón sieht man im Hintergrund Flüchtlinge über einen Grenzzaun zwischen Marokko und Spanien (Enklave Melilla) klettern, während im vorderen Teil des Bildes betuchte Menschen auf einem grasgrünen, aseptisch gemähten Golfplatz den Golfschläger schwingen. Palazón zeigt auf seiner – mit dem ihm 2015 verliehenen Ortega-y-Gasset-Preis in der Kategorie „grafischer Journalismus“ – Fotografie den Zusammenprall: hier die sorglosen Reichen, dort die Mittellosen auf der Flucht ins vermeintliche Paradies. Sarah Prestianni hat die griechisch-bulgarische Grenze bereist und einen Lastwagen gescannt. Wie auf einer Fotokopie erkennt man im Inneren schemenhaft die Umrisse von drei Menschen, die sich in dem Fahrzeug versteckt halten. Spuren der Flüchtenden sind zu sehen, so auch ein Schlauchboot in einem Gebüsch, aus dem die Luft gewichen ist; die düstere Ansicht einer provisorisch als Flüchtlingsunterkunft eingerichteten Turnhalle zeigt das vorläufige Ziel.

Nach Stationen in Europa und Afrika ist *Moving beyond borders* des Netzwerks Migreurop¹, szenografisch umgesetzt durch das Künstlerkollektiv



José Palazón: *Jumping over the Morocco-Spain border (Melilla enclave)*, 2014

Étrange miroir (Raphaël Rialland) nun im Bahnhofshäuschen Dudelange-Usines im CDMH zu sehen. Interaktiv ist die in Englisch, Französisch, Spanisch, Italienisch und Arabisch konzipierte Ausstellung vor allem durch ihre simulierten großflächigen Karten. An ihnen kann man er-

kunden, wie sich Flüchtlingswanderungen in den letzten Jahren verändert haben und künftig wandeln werden. Man sieht, wie unverhältnismäßig Armut und Reichtum weltweit verteilt sind oder wie Schicksale von einzelnen im Nirgendwo und in der Verzweiflung enden. Die animierten Weltkarten führen zudem vor Augen, dass Migration ein Jahrtausende altes Phänomen ist. Grenzen werden hier als Begrenzung von individueller Freiheit herausgestellt.

Nach Stationen in Europa und Afrika ist *Moving beyond borders* des Netzwerks Migreurop nun im CDMH zu sehen

Nicht-EU-Bürger und Staatenlose erfahren tagtäglich an den Grenzzäunen Europas, dass ihr Pass, sofern sie einen haben, im „Ranking“ weit unten steht, während man als Luxemburger Staatsangehöriger über einen „I.Klasse-Pass“ verfügt und fast überall problemlos ein- und ausreisen kann. Auf dieser Überlegung beruht auch Antoine Casars universaler Pass (www.passaportproject.org), der für alle zugänglich sein soll. Entstanden ist das Projekt – ein Pass für jeden – des gebürtigen Maltesers, der seit über acht Jahren in Luxemburg lebt, aus der Utopie einer Welt, in der Herkunft und Nationalität keine Rolle spielen. „Als ich diesen Pass entwarf, hätte ich nicht gedacht, dass in den USA ein Präsident gewählt werden würde, der eine große Mauer bauen will“, sagte Cassar anlässlich einer Lesung (gemeinsam mit Francis Kirps) im Rahmen der Ausstellungseröffnung. Den Anwesenden wurde vorgeschlagen, ihre Pässe für ein paar Minuten abzugeben und an eine Wäscheleine zu hängen, sodass sie zumindest bis zum Ende der Vernissage nachempfinden können, wie es ist, staatenlos zu sein. – Freilich nur ein Spiel, das letztlich wenig mit der Realität von Flüchtlingen zu tun hat und eher als symbolische Solidaritäts-geste gedacht war. Der universale Pass ist eine poetische Utopie, von der sich aktuell nur träumen lässt. So zerstritten die EU ist, die als Sicherung der Außengrenzen titulierte faktische Abwehr von Flüchtenden ist Konsens. *Moving beyond borders*

führt die dramatischen Konsequenzen vor Augen. Jenseits von Grenzzäunen befinden sich Menschen, die unter schwersten Bedingungen nach Europa fliehen, um hier einen sicheren Platz, ein besseres Leben zu finden. Die eindrucksvollen Fotografien und klug konzipierten Karten stellen jedem die Frage: Mit welchem Recht willst Du ihnen dies verweigern?

¹ Migreurop ist eine Vereinigung von Militanten und Wissenschaftlern aus rund zwanzig Ländern in Europa, Asien und dem Nahen Osten, die es sich zur Aufgabe macht, über Menschen auf der Flucht und die Situation in den Flüchtlingslagern zu berichten. Das Netzwerk setzt sich für uneingeschränkte Reisefreiheit ein. Informationen unter: www.migreurop.org. Das Künstlerkollektiv „Étrange miroir“ aus Nantes experimentiert mit unterschiedlichen Kunstformen und kombiniert in seinen Projekten Wissenschaft, Reportage, Musik und Video: www.etrangemiroir.org

Moving beyond borders ist bis zum 16. Juli Donnerstags bis Sonntags zwischen 15 und 18 Uhr im Centre de documentation sur les migrations humaines (CDMH), Bahnhof Dudelange-Usines zu sehen. Weitere Informationen unter: www.cdmh.lu; Führungen für Schulklassen sind auf Anfrage möglich. Anmeldung unter: nicolas.graf@cdmh.lu

Am Samstag, dem 27. Mai, um 21.30 Uhr findet im Hall Fondouq des DKollektiv, Site du Laminoir in Düdelingen ein getanztes Doku-Konzert der Tanztruppe Étrange Miroir statt; Informationen: www.cdmh.lu.

Cinéma

Ceux-là et les autres aussi

Il n'y a pas d'amour heureux, la formule n'est pas d'Arnaud Desplechin mais de Louis Aragon, d'accord. Mais qui d'autre que le cinéaste pour doubler le poète au jeu de l'observation ? Depuis plus de vingt ans, le réalisateur français, né en pleine Nouvelle Vague, scrute les hommes et les femmes qui s'aiment, qui ne s'aiment plus ou bien assez mal. Ils sont frères et sœurs, amants, maris et femmes parfois. Toujours, la même constellation d'acteurs et d'actrices, y compris pour les seconds rôles qui n'en sont jamais vraiment. Et les mêmes obsessions récurrentes, recrées à l'envi à partir d'une pelote de laine qu'on aurait laissé trop longtemps emmêlée pour pouvoir espérer en tricoter quelque chose d'identifiable. Un Paul Dédalus ici, un Ivan là, une Faunia et une Sylvia, le même acteur, la même actrice, peut-être pas. La fiction observe la fiction se dépêtrer avec le réel, dans chaque film de l'auteur, avec toujours un peu plus d'acuité, quitte à faire perdre la raison aux spectateurs les plus assidus.

Dans *Les fantômes d'Ismaël*, projeté en séance d'ouverture du festival de Cannes, on retrouve le double cinématographique de Desplechin, Mathieu Amalric qui, oui, s'appelait déjà Ismaël Vuillard dans *Rois et reines* (2004). Plongé dans son travail et dans son whisky, le réalisateur va s'isoler au bord de la mer avec Sylvia (Charlotte Gainsbourg), astrophysicienne. En quelques scènes d'exposition, on aura compris qu'Ismaël ne s'est jamais vraiment remis d'avoir perdu son premier amour, Carlotta, déclarée absente, comme il a dû dire un jour à la préfecture. Pas de corps à pleurer, alors tout est resté enfoui à l'intérieur. Un matin sur la plage, Sylvia rencontre Carlotta (Marion Cotillard), bien vivante. Vingt et un ans, huit mois et six jours d'errance, son corps loin de celui d'Ismaël, qu'en a-t-elle fait ? Sylvia s'en va, laisse le temps s'étirer. D'autres personnages se poussent, le père de Carlotta, Bloom (Laszlo Szabo) douleur personnifiée d'Ismaël, ou bien encore Ivan Dédalus (Louis Garrel), encore un, un éventuel frère qu'on dirait bien jumeau, double du double, personnage diplomate qui mène une vie épique, écho à la quête parfois pathétique d'Ismaël. Desplechin se place sur la marche et regarde son petit monde se désintégrer, au plus près possible, pulvérisant les normes du gros plan pour se rapprocher d'un pas de plus sur les visages de ses actrices. Cite Pollock, les écrivains, les musiciens aussi. Voilà au moins un réalisateur qui ne s'embarrasse pas de la pudeur française pour rendre hommage à ceux qui nourrissent son inspiration. Élément ogre qui finira un jour par prendre le dessus, la musique de Grégoire Hetzel est le véritable passeur, c'est elle qui fait le lien entre les genres que le cinéaste met en place. Davantage que l'action ou le dialogue, elle démarque la comédie du drame, le film d'espionnage de la psychanalyse. Si l'ensemble est surprenant, il est surtout cohérent et assimilé. En revanche, le film manque de respirations et reste sur le même ton explosif qui s'arrête net et où tout rentre dans l'ordre sans plus d'explications que ce quasi monologue face caméra.

Pourtant, Arnaud Desplechin reste un grand observateur de la comédie humaine (revoir *Comment je me suis disputé* ou *Un conte de Noël*) – et fin connaisseur du visage tourmenté de Mathieu Amalric –, même si ces Fantômes-ci ne sont pas forcément les plus évidents. Le familier, en revanche, acceptera volontiers de se perdre dans les ficelles tirées entre la fiction et le réel fictionnel quand Amalric, jouant à Vuillard qui joue à Dédalus qui s'ingérerait Desplechin, tente de les démêler dans un grenier roubaisien en expliquant à son producteur que tout est question de perspectives. Marylène Andrin-Grotz

Dans *Les fantômes d'Ismaël*, Arnaud Desplechin se place sur la marche et regarde son petit monde se désintégrer, au plus près possible

Actualité discographique

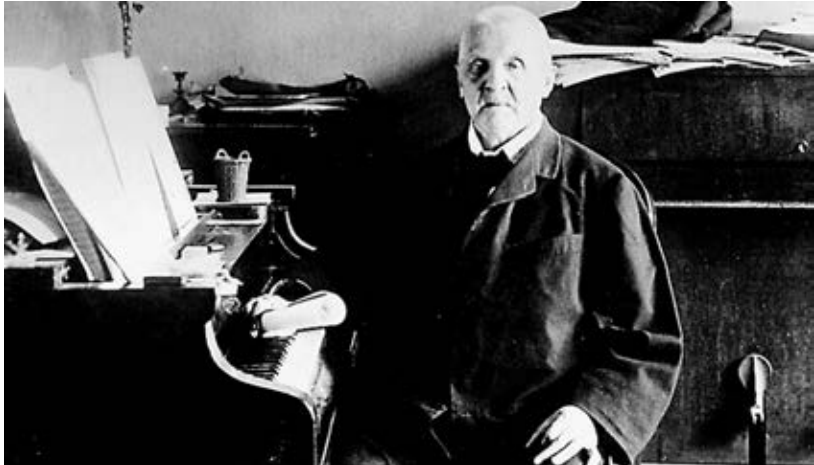
Bruckner première

José Voss

Après s'être aventuré en terre magyare avec Béla Bartok en 2015, puis austro-allemande avec Richard Strauss et Alexander Zemlinsky en 2016, l'Orchestre philharmonique du Luxembourg remet, cette année, l'ouvrage sur le métier en gravant, dans la superbe acoustique du grand auditorium de la Philharmonie, la *Première symphonie* d'Anton Bruckner, sortie dans quatre pièces orchestrales mineures du même compositeur. Ce en quoi l'OPL demeure fidèle à sa politique discographique, dont le propre est de marier avec bonheur chefs-d'œuvre immarcescibles du *mainstream* et pages méconnues, sous-estimées voire oubliées.

La *Première* de Bruckner ? Une première, sauf erreur, à la fois pour l'OPL et son nouveau chef titulaire. Fort d'une énergie digne d'un athlète de haut vol et d'une direction résolument conquérante, c'est avec des tempi nerveux et incisifs, sans que ceux-ci ne nuisent en rien à la fluidité du discours musical, que le maestro espagnol aborde cette partition juvénile, œuvre de combat et de conquête animée d'un impétueux esprit *Sturm und Drang*, qui plus est réputée « rapide » et difficile à mettre en place en raison de son audace harmonique (les trente premières mesures de l'*Adagio* échappent à toute définition tonale !) et, sur le plan dynamique, en raison de l'alternance serrée des *fff* et *ppp*. Aussi, dès le mouvement d'ouverture, Gimeno se montre-t-il impressionnant de détermination et de puissance, parfaitement suivi par un orchestre virtuose et sportif, tout en faisant preuve d'un sens aigu des nuances et demi-teintes. Cette brillante démonstration orchestrale cède la place dans le mouvement lent, grâce à un investissement

À la barre du Philharmonique, Gustavo Gimeno nous emmène à la redécouverte d'une cathédrale sonore



Anton Bruckner

émotif et spirituel sans faille de la part des interprètes, grâce aussi à une étonnante alchimie entre ferveur germanique et ardeur hispanique, entre dépouillement mystique et chair palpitante, à une véritable leçon d'âme, une poignante méditation de l'Homme face au Destin. Quant au *Scherzo*, acéré et cinglant à souhait, il débouche sur un *Finale* (noté *bewegt und feurig*) des plus incandescents. Où l'on voit que cette « symphonie de l'espérance », sans doute la moins contemplative et sombre des neuf symphonies de l'organiste de Saint-Florian, convient admirablement à un Gimeno dont on sait à quel point son tempérament le porte vers des lectures dynamiques et optimistes. Nul doute : drivé par un maître fringant et qui en veut, l'OPL signe là une belle version, violente et enflammée, quand bien même cette lecture ne peut – et, d'ailleurs, ne prétend aucunement – égaler les références signées par des protagonistes plus intimement connaisseurs de l'univers et du langage brucknériens.

Alors oui, tout n'est pas irréprochable, comme l'attestent tels menus impairs ou accidents de parcours. Mais ces idiosyncrasies ne suffisent pas à éclipser une vie intérieure et un rayonnement absolument convaincants. Le seul vrai bémol réside peut-être à nos yeux – ou plutôt oreilles – dans le fait d'avoir préféré la version dite « viennoise » (révisée en 1891) à la version primitive dite « de Linz » (composée en 1866), version bien plus enlevée, plus pétaradante, plus primesautière, rendant davantage justice à cette

symphonie que Bruckner lui-même surnommait si pertinemment « das kecke Bese! » (« la petite effrontée »). En complément de programme, une *Marche WAB 96* et *Trois pièces pour orchestre WAB 97*, qui, de l'avis même de leur auteur, sont des « Schularbeiten », mais qui n'en demeurent pas moins admirablement écrites, certes très « classiques » de forme et de facture, mais ni bavardes ni prétentieuses, et qui ne demandent qu'à briller sous les doigts d'Opéliens à la fois inspirés et rigoureux, idoines et complices. Une exhumation opportune de « petites » partitions rares que cette gravure permet de découvrir et de goûter avec délectation. Stravinski disait à propos de la musique du « Ménestrel de Dieu » qu'il voulait bien grimper au Ciel, mais pas dans un train de marchandises. Vœu exaucé avec Gimeno à la tête de l'OPL, tant le tortillard se métamorphose en TGV ailé pour le plus grand agrément des passagers.

Aussi, cet enregistrement représente-t-il bien davantage qu'un CD : c'est un CaDeau, un somptueux bouquet de plaisir musical, un excellent remède contre la morosité régnante et la sinistrose ambiante. À se procurer toutes affaires cessantes.

Enregistrement réalisé à la Philharmonie de Luxembourg par Kees de Visser. Image acoustique épanouie, mais plus charnue que fouillée. Minutage : 63'06. Excellent livret d'accompagnement trilingue. Le CD Bruckner est paru sous le label Pentatone. Référence : PTC 5186 613 (2017).

Théâtre



Toni Sauer / 1+1 Fotografie

André Jung en Jacques Brel : un homme qui arrête la scène et se pose des questions existentielles

josée hansen

C'est l'histoire d'un homme qui arrête tout. Enfin, non, pas vraiment tout. En 1967, Jacques Brel donne son dernier concert à Roubaix. Il n'a alors que 38 ans et est au sommet de la gloire. Mais il est persuadé que les milliers de concerts qu'il a donnés en dix ans, parfois plusieurs par jour, l'ont usé, qu'il n'est plus à la hauteur de ses ambitions. Alors il arrête la scène. *Texte von Jacques Brel*, actuellement au Schiffbau du Schauspielhaus à Zürich, le montre une dernière fois lors

des applaudissements, remerciant son public en tenant le rideau rouge. Brel détestait les rappels, les jugeant démagogiques, il n'y retournait jamais. Le public, déchaîné, sait donc que ce sera leur dernier moment commun. Une dernière révérence

de l'artiste – et c'est la fin d'un chapitre. Nous, le public du Schauspielhaus, sommes derrière le rideau, comme sur la scène. Nous avons le privilège de suivre cet artiste extraordinaire dans ses interrogations, ses doutes et ses espoirs.

« Ce qui compte dans la vie, c'est l'intensité, pas la durée ! » affirme-t-il. Ici, le grand Jacques est interprété par l'acteur luxembourgeois André Jung, ancien de l'ensemble du Schauspielhaus, lorsque Christoph Marthaler en était le directeur. Il est revenu cette saison pour travailler avec Werner Düggelin, avec lequel il collabore régulièrement depuis les années 1980. Düggelin, un monument du théâtre suisse, a affirmé plusieurs fois déjà qu'il allait arrêter. Il est né en 1929 – la même année que Jacques Brel – et il a 87 ans aujourd'hui. Mais Brel est mort il y a quarante ans, il n'avait alors que 49 ans. Qui a jamais vu un enregistrement d'un concert de Brel, le voyant ruisselant de sueur, en interprétant *Dans le port d'Amsterdam* ou *Ne me quitte pas*, sait son intensité, son incroyable présence. Il fallait donc être courageux pour l'incarner sans pathos, tout sobrement, en homme qui cherche une nouvelle vie.

Car cette soirée Brel n'est ni un banal hommage ni un *tribute show* à deux sous. André Jung ne chante pas, ne pleure pas, ne fait pas de grands gestes. Il est là, sur une scène très sobre sur laquelle se trouvent seulement sept petites tables en bois avec des enregistreurs analogiques à bande magnétique (ces nagras avec lesquelles travaillaient aussi les journalistes radios à l'époque). On pense bien sûr au *Krapp's last tape* de Samuel Beckett. Ce Brel-là, entre deux vies, semble vouloir fixer le moment, ses pensées, ses questions existentielles. Un seul des appareils a un micro avec lequel il s'enregistre lui-même, d'autres jouent une chanson ou un texte plus ancien. Un seul, celui de droite, s'enclenche toujours tout seul et lance : « Tu n'as rien compris ! »

À Zurich, André Jung interprète Jacques Brel dans une mise en scène très beckettienne de Werner Düggelin

Jacques Brel était persuadé que le talent n'existait pas, que le concept d'« art » lui semblait trop abstrait pour pouvoir le saisir et que son métier était surtout de travailler dur pour atteindre son rêve. Ici, sur base d'extraits d'entretiens, de lettres et de textes de l'artiste composés par Yves Binet dans un travail de bénédictin, Werner Düggelin et André Jung dressent le portrait d'un homme qui, justement, ne veut pas abandonner ses rêves. Un homme qui veut rencontrer de nouvelles gens, un homme d'âge mûr qui veut rester enfant et nous exhorte à en faire autant. Un Don Quichotte plutôt qu'un Sancho Panza (thème récurrent chez Brel), un rêveur plutôt qu'un rationnel, un indien plutôt qu'un cowboy. André Jung l'interprète avec une telle modestie de moyens que son Brel en devient tout naturel. Pas de grandes postures ici, mais une nostalgie, une authenticité et une sincérité qui touchent au sublime. À ce point de sa vie, Brel accepte l'échec d'une partie de son rêve de vie. Mais il sait qu'on ne meurt pas de l'échec. Qu'il faut se relever et continuer. Parce que « il n'y a que les morts d'un côté et les vivants de l'autre. ».

Texte von Jacques Brel (en allemand), composés et traduits par Yves Binet ; mise en scène : Werner Düggelin ; scénographie : Raimund Bauer ; costumes : Tiziana Angela Ramsauer ; avec André Jung ; dernières représentations les 29 et 31 mai au Schiffbau du Schauspielhaus Zürich ; *schauspielhaus.ch/de/play/688-Texte-von-Jacques-Brel*

Festival de Cannes

Happy End

Thierry Besseling

À l'intérieur d'une chambre d'hôtel qui sert de refuge à un couple atypique, c'est une fenêtre, non sans rappeler l'écran rectangulaire cinématographique, qui donne sur le début d'une invasion extraterrestre. Avant qu'il ne soit trop tard, Narumi insiste auprès de son mari Shinji, pour lui donner un dernier concept humain qu'il n'a pas encore assimilé, à savoir celui de l'amour.

Si cette séquence s'insère à la toute fin du nouveau film de Kyoshi Kurosawa, intitulé *Avant que nous disparaissions*, et projeté dans la sélection *Un certain regard*, il faut savoir que Shinji est devenu au début du récit un des trois extraterrestres envoyés sur terre, chargé de renvoyer un signal interplanétaire à ses camarades qui attendent quelque part dans le cosmos. Le mariage, entre Narumi et Shinji, aliéné par le travail, se voit ainsi profondément changé suite à la transformation de Shinji, qui doit réapprendre les concepts humains les plus importants comme la famille, le travail ou la propriété. En les volant à des êtres humains prisonniers d'un de ses concepts, ce qui les a par ailleurs poussés vers une vie déséquilibrée, Shinji les libère de leur fardeau.

Dans le biopic *Le Redoutable* de Michel Hazanavicius, Jean-Luc Godard, interprété par un Louis Garrel à la fois drôle et joué tout en retenue, se libère de son dilemme cornélien final en abdiquant à la fois de son amour envers sa deuxième femme, l'actrice Anne Wiazemsky, et de sa position de réalisateur présidant sur une équipe de tournage. Il délibère sur les choix artistiques avec l'équipe technique au sein d'une réunion démocratique matinale, pendant laquelle la majorité l'emporte sur ce qui va être tourné l'après-midi. L'équipe technique fait des choix basés sur leurs propres intérêts, et qui se résument à des questions de confort. Au nom d'une révolution culturelle proche de celle prônée par Mao Zedong, et qui lui est plus chère que le cinéma et son amour envers sa femme, Godard les accepte à contrecœur. Dans ce film, le choix politique de Godard tue ses sentiments intimes, et ceci au nom d'un idéal extrême que l'on voit réapparaître aujourd'hui un peu partout en Europe, que l'extrémisme prenne la forme d'une tentative de rassemblement à gauche ou à droite.

La fin de l'humanité semble proche selon les sélectionneurs cannois

Dans *Happy End*, de Michael Haneke, les tentatives de suicide de Georges (le grand-père octogénaire incarné par Jean-Louis Trintignant) et de sa petite-fille Eve, rapprochent ces deux êtres humains malgré leur différence d'âge. Ils composent les extrémités d'une famille bourgeoise tellement compromise et corrompue qu'elle semble vouée à l'autodestruction. Mais afin d'éviter de vivre à la première personne les traumas qui leur incombent, les membres de cette famille les transfèrent systématiquement à ceux qui sont plus faibles, à savoir les immigrés, les jeunes, et in fine les animaux. La séquence du hamster qui ne tourne plus dans sa roue puisqu'il est mort après avoir ingurgité une bonne dose de calmants et d'antidépresseurs que la petite-fille a volés chez sa mère, est au premier degré un acte de vengeance et un transfert de violence d'Eve, mais aussi une belle métaphore des conséquences possibles d'un mode de vie capitaliste dans lequel le burnout constitue le point d'acmé. Selon Georges, la mise à mort brutale existe à l'état naturel et le suicide n'est qu'une prolongation de la violence de cet état naturel mais à échelle humaine.

Assassiner et se prendre la vie, ces deux tendances coexistent dans une indifférence générale, que la petite-fille de Georges filme grâce à son *smartphone*. Eve a définitivement croqué la pomme un peu trop tôt : de sa propre tentative de suicide, elle passe à la captation d'une tentative de suicide du grand-père. Le *smartphone* protège Eve, elle se cache derrière l'objectif de sa caméra afin d'éviter de s'infliger de nouveau cette violence qu'elle vit désormais par procuration. Pour ce qui est du grand-père, il se retrouve mis à nu de

vant la caméra et veut commettre l'irréparable. La dernière séquence du film de Michael Haneke est la mise en scène du suicide européen à Calais, et il n'a même pas besoin de braquer sa caméra sur des immigrés pour faire comprendre au spectateur par ricochets qu'il est évidemment question de la politique migratoire. L'implosion de la bourgeoisie occidentale réside en un acte final signé par ce tandem composé du grand-père et de sa petite-fille : la tentative de suicide filmée met en perspective à quel point la jeune génération a perdu toute forme de tabou, alors que la génération qui est sur le point de s'éteindre ne peut envisager la sortie de cette vie que par l'acte désespéré par excellence.

Parmi les films en compétition, c'est le très beau *120 battements par minute* du Français Robin Campillo qui a créé une surprise affective. Le coscénariste d'Entre les murs signe un opus qui fait l'éloge d'une lutte quotidienne célébrée comme une fête, malgré la mort qui rode. En plein début des années 90, le groupe Act Up lutte contre l'indifférence générale du sida qui s'est propagé pendant près de dix ans. Si les militants restent soudés au début, leurs assemblées générales démocratiques et hebdomadaires tournent bientôt au vinaigre vu qu'ils ne sont plus d'accord sur le degré de radicalité à appliquer à leur lutte. La réponse à Haneke réside surtout dans l'articulation savamment orchestrée entre le collectif et l'histoire d'amour intime que ce collectif contient. Elle lie Nathan, un nouveau militant séronégatif, à Sean, un membre fondateur atteint par le virus et voué à une lente descente aux enfers. Accompagné par Nathan sur ce chemin de croix, Sean se radicalise au sein du collectif d'Act Up alors que son état de santé ne cesse de dégringoler. Cette évolution aboutit dans un désaccord flagrant avec Thibault, le leader désormais modéré du mouvement. Ce dernier est pourtant là pour consoler Nathan après la mort de Sean, et il permet à Nathan d'évacuer sa tristesse dans un acte sexuel cathartique. Ainsi les cadavres font partie de la lutte, le principal étant que cette lutte continue, tel le mouvement qui anime les deux artères rouges de la Seine que la caméra de Campillo survole dans le dernier tiers du film. Mais c'est avant tout à travers la danse que cette lutte perdure, puisqu'elle purifie et balaye toute forme de résistance sur son chemin.



À Cannes, cette semaine



Thierry Besseling

Ministère du Développement durable et des Infrastructures
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 03.07.2017
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Administration des bâtiments publics
10, rue du Saint-Esprit
L-1475 Luxembourg

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux de serrurerie à exécuter dans l'intérêt de la construction d'un lycée à Clervaux.

Description succincte du marché :
– Main-courantes intérieures (bois et métal) : 800 m
– Main-courantes extérieures métalliques : 700 m
– Garde-corps vitrés : 40 m
– Garde-corps métalliques extérieurs 35 m
– Escaliers métalliques avec garde-corps : 2 pc
Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires.
La durée prévisible des travaux est de 10 semaines.
Début prévisionnel des travaux : 4^{ème} trimestre 2017

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).
Il ne sera procédé à aucun envoi de bordereau.
La remise électronique est autorisée.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
– Effectif minimum en personnel occupé dans le métier concerné : 15 personnes
– Chiffre d'affaire annuel minimum dans le métier concerné : 2 000 000 euros
– Nombre minimal des références : 3 références

Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour les travaux de serrurerie à exécuter dans l'intérêt de la construction d'un lycée à Clervaux » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
22.05.2017

La version intégrale de l'avis n° 1700787 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère du Développement durable et des Infrastructures
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :

Date : 17.07.2017
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Administration des bâtiments publics
10, rue du Saint-Esprit
L-1475 Luxembourg

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux de gros-œuvre fermé à exécuter dans l'intérêt de la construction du dépôt central des Ponts & Chaussées et d'un hangar pour les autobus des CFL à Echternach.

Description succincte du marché :
– Terrassement : 42 000 m³
– Voiles et pré-murs : 12 500 m²
– Toiture composée de bois lamellé-collé, isolée et couverte par des toles métalliques : 7 200 m²
– Façade en bois : 4 200m²
Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires.
La durée prévisible des travaux est de 340 jours ouvrables.
Début prévisionnel des travaux : octobre 2017

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).
Il ne sera procédé à aucun envoi de bordereau.
La remise électronique est autorisée.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
– Effectif minimum en personnel occupé dans le métier concerné : 100 personnes
– Chiffre d'affaire annuel minimum dans le métier concerné : 15 000 000 euros
– Nombre minimal des références : 3 références

Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour les travaux de gros-œuvre fermé à exécuter dans l'intérêt de la construction du dépôt central des Ponts & Chaussées et d'un hangar pour les autobus des CFL à Echternach » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
22.05.2017

La version intégrale de l'avis n° 1700788 peut être consultée sur www.marches-publics.lu



Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Fournitures

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 17.07.2017
Heure : 11.00 Uhr

Lieu :
17.07.2017 um 11.00 Uhr Besprechungsraum 401, 4. Stockwerk.

Adresse :
Direction Génie civil-Constructions
3, rue du Laboratoire
L-1911 Luxembourg

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Parkhausmanagement für die Parkhäuser der Stadt Luxemburg

Description succincte du marché :
Lieferung, Installation, Inbetriebnahme und Wartung eines Parkhausmanagementsystems für verschiedene Parkhäuser der Stadt Luxemburg

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
über das Internetportal: <https://pmp.b2g.etat.lu/?page=entreprise>.
Entreprise-Home
Referenz : 1700362

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Modalités visite des lieux/réunion d'information :
Obligatorische Teilnahme an Informationsveranstaltung am 14.06.2017 um 9.00 Uhr im Sitzungssaal 101, 1. Stockwerk

Adresse :
Direction Génie civil-Constructions
3, rue du Laboratoire
L-1911 Luxembourg
Die Veranstaltung wird auf deutsch geführt. Eine Übersetzung wird nicht angeboten.

Réception des offres :
Abgabe im Papierformat mit CD bzw. USB-Stick

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
23.05.2017

La version intégrale de l'avis n° 1700362 peut être consultée sur www.marches-publics.lu



Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 04/07/2017
Heure : 10:00

Lieu :
Le Fonds Belval
1, avenue du Rock'n'Roll
L-4361 Esch-sur-Alzette
Tél. : +352 26840 1
E-mail : soumission@fonds-belval.lu

Section II : Objet du marché

Description succincte du marché :
Soumission relative aux travaux de fourniture et pose de tables fixes et d'une cuisine dans l'intérêt de la Maison du Livre à Belval.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
À télécharger gratuitement sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu)

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Réception des offres :
La remise électronique des offres est autorisée pour cette soumission. Les offres portant l'inscription « Soumission pour... » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
22.05.2017

La version intégrale de l'avis n° 1700789 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

President of the University of Luxembourg

Founded in 2003, the University of Luxembourg is the first and only university of the Grand Duchy of Luxembourg. Multilingual and international, it is a modern institution with a friendly atmosphere. The primary focus of the University is research and the bulk of the degrees offered are at masters and doctoral level. It undertakes work in a broad range of disciplines and was ranked joint first for its international outlook in the THE World University Rankings 2016 and this is reflected in the composition of both staff and student bodies.

The University has three academic faculties devoted to first-rate teaching and research: the Faculty of Science, Technology and Communication; the Faculty of Law, Economics and Finance; and the Faculty of Language and Literature, Humanities, Arts and Education. It also has three interdisciplinary centres, which foster research excellence and knowledge transfer: the Interdisciplinary Centre for Security, Reliability and Trust, the Luxembourg Centre for Systems Biomedicine and the Luxembourg Centre for Contemporary and Digital History.

The President of the University of Luxembourg, as its Chief Executive, will play a significant role in the continued growth of the Institution. The University's new head will consolidate the successful achievements of the first decade and extend the activities in selected areas. Its administrative centre and much of its work is based in the Belval quarter; the creative regeneration of this industrial site makes for a stimulating learning environment and is a metaphor for the University's innovative power.

The President will be a unifying leader internally, heading a dedicated team, and a powerful advocate externally. The successful candidate

for this role will be an academic of international stature, with extensive leadership experience in research-led higher education institutions. He or she will have confirmed proficiency in English and French.

The President will model the character of the University: cosmopolitan, committed to excellence, and clear-sighted. He or she will possess a strong personal research track record and this will be combined with experience of successful management of complex academic organisations. A gifted communicator, the President will be able to engage effectively with a wide variety of audiences, both academic and non-academic, and will relish the leadership role played by the University in Luxembourg's cultural and social life.

The University of Luxembourg has retained Russell Reynolds Associates to assist with this appointment.

For further information on the position and additional details on qualifications, requirements, terms and conditions of service and how to apply, please visit: www.rresponses.com

The closing date for applications is 23rd June 2017.



d'Lëtzebuurger Land

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983

Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l., R.C. B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur. **Gérant, rédacteur en chef** Romain Hilgert (48 57 57-22; rhilgert@land.lu), **Rédaction** Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu), Josée Hansen (48 57 57-26; jhansen@land.lu), Ines Kurschat (48 57 57-28; ikurschat@land.lu), Michèle Sinner (48 57 57-20; msinner@land.lu), Bernard Thomas (48 57 57-30; bthomas@land.lu) **Photos** Sven Becker (sbecker@land.lu) **Administration** Zoubida Belgacem (48 57 57-32; zbelgacem@land.lu) **Mise-en-page** Pierre Greiveldinger **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Publicité** Maison Moderne Media Sales 10, rue des Gaulois Luxembourg; boîte postale 728, L-2017 Luxembourg (27 17 27 27-32 ; francis.gasparotto@maisonmoderne.lu) ; **Impression offset** Imprimerie Saint-Paul **Prix par numéro** 3,50 € **Abonnement annuel** 120,00 € **Abonnement étudiant/e** 65,00 € **Comptes en banque** CCPLLULL : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000, BILLULL : IBAN LU29 0027 1003 6990 0000, BGLULL : IBAN LU32 0030 0431 7039 0000, BCEELLULL : IBAN LU30 0019 1000 2939 1000, CELLULL : IBAN LU71 0141 7162 5000 0000, BLUXLULL : IBAN LU59 0080 0484 9600 1003

Photojournalisme

La route des damnés

Lucien Kayser

Le métier de photojournaliste, de journaliste en général, n'est pas facile, carrément dangereux dans les temps que nous vivons, et non seulement en Turquie, 151^e pays au classement mondial de la liberté de la presse. Dernière victime, le Français Mathias Depardon, arrêté il y a une dizaine de jours alors qu'il était au travail dans le Kurdistan turc pour le magazine *National Geographic*, accusé de propagande pour une organisation terroriste. Conditions difficiles quand la prison guette à tout moment, au mieux l'extradition, autre chose suffirait à la peine du métier, quand il s'agit de faire face à la misère, la violence les plus insupportables, et trouver la façon de les relater.

On connaît l'engagement de Samuel Bollendorff, qui va du mal-logement et du sida en France aux oubliés du miracle économique en Chine et à l'intifada en Palestine. Et début avril, une page entière du *Land* signalait son dernier travail, les réfugiés sur la route desquels il s'est mis (*d'Land* 14/17). Une photographie en donne un grand panneau où figure le mot *Hope*. Peut-être que c'est un peu l'espoir qui fait partir ces dizaines ou centaines de milliers de migrants ; non, ce qui les fait partir, c'est la volonté de survie, d'échapper à une mort quasi certaine, d'échapper aux bombes, à la famine.

Les photographies de Samuel Bollendorff, sous la Canopée des Halles de Paris, visibles jusqu'à la

Face au monde tel qu'il va, avec des milliers de disparus en mer, comment rendre compte dignement, du scandale

mi-mai, n'ont pas le caractère direct, immédiat, le scandale tel que le monde, pris un moment d'une émotion véritable, l'a reçu en pleine figure avec l'image du petit Aylan sur une plage de Turquie. Samuel Bollendorff procède autrement, il montre sur le chemin des damnés les barbelés, les tours de guet, leurs gîtes provisoires, leurs tentes sur des terrains insalubres, des amas de gilets, ont-ils servi, sauvé des vies, on ne sait trop, on sait qu'on leur vend de faux gilets de sauvetage qui se gonflent d'eau et tirent vers les fonds. Quelque 3 700 trois mille sept cents disparus en mer en 2015, plus de cinq mille en 2016 ; dans son reportage dans le journal le Monde du 13 mai dernier, l'écrivain italien Erri De Luca nous dit qu'il faut écrire en lettres et non pas en chiffres, quand il s'agit de vies humaines.



Extraits des quinze minutes de plan fixe que dure *La nuit tombe sur l'Europe...*

La nuit tombe sur l'Europe..., les photographies se trouvent prolongées par un film, d'une quinzaine de minutes, il faut absolument le regarder, l'écouter, sur le site de Samuel Bollendorff. Pour le regard, rien que les vagues de la mer entre la Turquie et telle île grecque, pour l'écoute, la voix de Catherine Deneuve qui lit un texte du photographe, mué en auteur, à l'accent très durassien. *La nuit tombe sur l'Europe*, dans quel sens prendre finalement ces mots, et c'est l'heure des passeurs. Encore heureux que ce soit aussi l'heure des navires de secours, des ONG, où s'est embarqué Erri De Luca, mais dont l'Italie veut restreindre les activités, allant jusqu'à les accuser de connivence avec les passeurs. Argument supplémentaire, ce serait de la faute de leurs interventions si des bateaux

pneumatiques partent. « C'est comme si l'on disait que les maladies existent à cause des médicaments. »

Sur le bruit incessant des vagues, leur mouvement ininterrompu, et peu à peu l'obscurité confondant la mer et la côte, la voix de Catherine Deneuve égrène le malheur des réfugiés, rappelle Maria qui a été violée par un passeur, Saïd dont la femme et les enfants se sont noyés, Mohammad dont les enfants lui glissent des mains... À nous de penser à eux à notre tour, et ne pas oublier les morts dans le camion abandonné en Autriche. La voix poursuit, débite à la file toutes les malheurs possibles, parcourt la route des damnés, avec la clôture en Hongrie, la jungle à Calais, dit le déshonneur tombé sur l'Europe.

À un tel degré de concordance d'un fond (ou en l'occurrence osons les termes de témoignage et de message) et d'une forme, c'est du bel art, du grand art. Pareille qualité, sur le même sujet, vous la retrouverez dans les photographies d'Aida Silvestri, qui participe à l'exposition chez Arendt & Medernach, avenue Kennedy, jusqu'au 15 septembre prochain. Aida Silvestri est elle-même originaire d'Érythrée, elle montre les portraits floutés d'une demi-douzaine de réfugiés (qui ont eu la chance de parvenir à destination), et sur leur buste et leur visage est inscrit, brodé, leur parcours, sans autre indication. Des textes les accompagnent, et une fois encore, là aussi, l'œuvre atteint aux sommets de l'art (engagé, politique) et de l'humanité.

Pour plus d'informations : www.samuel-bollendorff.com.

Art contemporain

Comment être à la fois au Luxembourg et à la Biennale de Venise ?

Sofia Eliza Bouratsis

Un tabouret rafistolé – la vie. À l'époque où la « maladie grave » de la consommation influence toute décision de la vie quotidienne, un vieux tabouret cassé trouverait, dans le meilleur des cas, sa place dans un service de recyclage. Mike Bourscheid, l'artiste qui représente le Luxembourg à la 57^e Biennale de Venise (voir notre supplément *Musées*, *d'Land* 20/17), choisit souvent de garder les objets et de les restaurer. Réparer quelque chose qui est cassé, qui vieillit et qui est fragile : il s'agit, pour commencer, d'une position de vie.

Un tabouret bancal – l'art. Position d'artiste maintenant, Bourscheid voit en ce tabouret – le plus banal qui soit – une sculpture potentielle. La réparation devient ainsi le processus de transformation de l'objet en œuvre d'art. Et parce que les pieds de l'objet sont inégaux, l'artiste leur crée des souliers, plus précisément : des talons. Non-chaussé donc, le tabouret est instable.

Un tabouret fragile qui danse – la performance. En enlevant les chaussures du tabouret, celui qui risquerait de s'y asseoir commencerait un rodéo. De plus, si le cowboy ou la cowgirl de fortune aimait la musique, il pourrait alors enfiler les deux chaussures faites à la main, s'asseoir sur la chaise et produire des rythmes. Les talons sont faits de deux types de bois différents : leur sonorité sur le sol n'est pas la même ; comme les fils de fer qui servent à contenir les pieds du tabouret qui sont également conçus comme les cordes d'un instrument musical. Ce tabouret devient ainsi une sculpture qui peut être activée.

Les œuvres de Mike Bourscheid constituent les univers de chacune de ses performances : il fabrique tout à la main, toutes ses sculptures, les costumes, et tous les accessoires nécessaires à ses performances. Ces costumes sont ceux des personnages que l'artiste invente, quand il les porte, il les incorpore : il devient alors à la fois le personnage et l'artiste qui le performe.

Filiation et références Le titre du tabouret est *Hank W.* C'est une référence à Hank Williams (chanteur de *country* américain) et à son fils Hank Williams Jr. – c'est aussi une référence à la filiation familiale – aux divers héritages physiques et psychiques que toute famille lègue à sa progéniture. La famille (référence obligatoire) et univers très longtemps présent dans le travail de l'artiste, est maintenant devenue l'arrière-fond, toujours conscient mais plus discret, qui laisse place à une création plus détachée. Comme si tout ce qui concerne la famille avait été réparé, ou transfiguré plutôt, en œuvre d'art. Sans jamais nier ses origines (le Luxembourg, sa famille, le village), l'artiste continue à créer ses personnages et il plonge maintenant dans son propre univers (les références choisies) : que ce soit la mode extravagante (de Thierry Mugler à Comme des Garçons) ; la culture *underground* et les rites populaires cathartiques (du carnaval à la fête foraine, en passant par la Love Parade et le *voguing* ou la musique



Hank W. : une présence discrète de l'artiste au Luxembourg

***Hank W.*, le siège musical et dansant de Mike Bourscheid est exposé au Casino pendant la durée de la Biennale**

country) ; ou l'histoire de l'art (de Louise Bourgeois à Joseph Beuys, et de Mike Kelley à Marie Chouinard ou Michael Clark).

Un symbole fragile qui parle de pouvoir. L'univers de Mike Bourscheid est d'abord celui de la vie quotidienne – de l'artiste comme être humain, travailleur et créateur – ; il devient ensuite une observation critique des dynamiques de pouvoir – au sein du couple, face aux institutions ou encore dans le monde de l'art. L'artiste part ainsi des injonctions normatives qui constituent les limites et les possibilités de la corporéité pour évoquer, avec un certain décalage et souvent avec humour, la possibilité de porter un autre regard – assumé et plus libre – sur soi d'abord, et sur le monde ensuite.

Car l'occupation d'un siège, est un symbole diachronique de pouvoir – que ce soit la chaise des membres de la famille autour de la table, les bancs d'école, le bureau de la direction ou le trône du Grand-Duc. Ce tabouret bancal et dansant évoque ainsi de manière symbolique, humble et humoristique la dialectique du pouvoir et de la soumission au pouvoir – l'obligation d'occuper un siège (et le rôle) qui lui correspond.

Une invitation pour Venise. « Je ne peux être à la fois présent à Vancouver où je vis, au Luxembourg et à la Sérénissime : j'ai donc dû envoyer quelqu'un pour me représenter Luxembourg : *Hank W.* », explique Mike Bourscheid lors d'un déjeuner au soleil au bord de la lagune. *Thank you so much for the flowers* vient d'être inauguré et ce tabouret constitue une présence discrète de l'artiste au Luxembourg. C'est une manière aussi d'inviter les Luxembourgeois à prendre l'avion pour la cité des Doges. Ce n'est par ailleurs pas un hasard si, le jour de l'inauguration de l'exposition, lors de la performance qui porte le titre du projet, l'artiste était assis sur une chaise, et portant un vase (qui, vide, pesait vingt kilos), il remerciait les visiteurs qui – parfois avec tendresse, parfois avec violence – y apposaient des fleurs. La chaise de Venise est maintenant suspendue sur le mur. Le tabouret du Casino, exposé comme sculpture, est suspendu dans le temps – en attendant d'être activé pour une performance.

www.luxembourg pavilion.lu

STIL

Eine Brise aus der Bretagne

Anina Valle Thiele

Wer in Differdingen lebt, kennt den kauzigen bretonischen Koch mit der Baskenmütze und dem Ziegenbärtchen sicher. Vor sieben Jahren übernahm er die Brasserie Bei der Gemeng gegenüber dem Rathaus. Seitdem gräbt er sich mit seinen Kochkreationen und seinem Charme in die Herzen der Differdinger.

Seine Biographie liest sich wie die eines Wanderers aus der Spätromantik: 26 Jahre und damit gut ein Vierteljahrhundert ist es her, dass Thierry Aballea aus der Bretagne nach Luxemburg kam. Nur mit einem Rucksack, zwei Hosen im Gepäck – das war's. Der Überlebenskünstler heuerte bei den besten Adressen der Stadt als Koch an. „1991 begann ich im La Lorraine“, erzählt er nicht ohne Stolz. Das war ein unglaublicher Zufall.

Angefangen hat er in der Brasserie de l'Alsace. Heute befindet sich dort ein Italiener. „Nach einer Woche bekam ich mich mit dem Spüler in die Haare.“ So zog er weiter. An der Place d'Armes traf er eine Violinistin aus England. Sie zeigte ihm, auf welcher Parkbank sie schlief und wo sie tagsüber Geige spielte. „Ich sagte ihr, heut Abend teilen wir wohl dasselbe Schlafzimmer.“ Ein paar Tage später begegnete er jemandem, der im La Lorraine arbeitete: „Komm vorbei, wir suchen Köche!“ Er studierte deren Karte, und

schlief eine weitere Nacht auf der Place d'Armes. Am nächsten Morgen wusch er sich das Gesicht, holte sich einen Kaffee und ging zum Restaurant. Dort traf er auf den Chef Pierre Bouche, einen Pariser, und fiel mit der Tür ins Haus: Er suche einen Platz als Koch und eine Unterkunft. Er hatte Glück, denn es gab Wohnungen für das Personal. In der Küche im zweiten Stock mit 17 Köchen verhörte ihn der Küchenchef aus dem Burgund – Thierry hatte gerade erst die Hotelfachschule abgeschlossen. „Er fragte mich nach meinem Diplom. Aber ich hatte keine Ahnung, wo ich den Zettel hatte. Dann holte er ein Rinderfilet aus der Kühltruhe und gab es mir. Ich sah es mir an. „Chef, das ist aber kein Charolais!“, sagte ich.“ Der Chef war verblüfft. „Ich habe doch auf der Karte gelesen, dass ihr Charolais anbietet“, erklärte Thierry. Worauf ihn der Koch einstellte: „Du hast Recht, mein Junge. Das ist kein Charolais. Wir haben das nur auf die Tafel geschrieben, um es zu verkaufen. Geh hoch und zieh dich um. Du hast eine Stelle bei uns!“ Nach drei Jahren wechselte er ins Saint Michel, es folgten drei weitere Jahre in der Brasserie des Grand Théâtre und danach zehn in der Brasserie du Kirchberg. „Dann hatte ich genug“, sagt Thierry.

2010 entdeckte er das Lokal bei der Gemeinde in Differdingen, seinerzeit eine heruntergekommene

Eckkneipe, deren Wirt amerikanische Studentinnen abfüllte. „Man musste wirklich Lust darauf haben, das hier zu einem anständigen Lokal zu machen“, erinnert sich Thierry. Aber ihm gefiel es. Er kaufte die Kneipe, füllte sie mit neuem Leben, baute das Angebot nach und nach aus. Liebevoll eingerichtet – auf den Holztischen stehen frische Blumen, und das täglich wechselnde Menü wird in den Fensterscheiben angekündigt – entspricht das Flair der ehemaligen Eckkneipe dem einer französischen Brasserie. „Wir haben keine Karte. Das Angebot wechselt je nach saisonalen Produkten und dem, was ich gerade finde. Wir machen Klassisches, versuchen nur luxemburgisches Fleisch zu verwenden. Und dann haben wir unser Bio-Gemüse, das Sabrina Zumbo hier in Differdingen anpflanzt“, zählt Thierry Aballea auf. Bei ihm gibt es ein Filet du Bœuf genauso wie klassische Luxemburger Spezialitäten, Kniddelen oder Königinenpastete, Choucroute und während der Saison natürlich Miesmuscheln.

Ob er das Meer vermisst? „Klar!“ Ein bis zwei Mal im Jahr macht Thierry die Ladentür seines Lokals dicht und fährt mit einem alten Bus in die Bretagne, „um mit dem Ozean zu sprechen“. Wurzeln hat er dort, wie auch in Elsass-Lothringen, aber heute lebe



Thierry Aballea

seine ganze Familie in der Bretagne. „Es ist die Meeresbrise, der Geruch der Luft, der mir hier fehlt!“

Die Luxemburger hätten etwas Bretonisches und umgekehrt, meint Thierry. Beide Völker seien sehr stolz auf ihr Land und seien beide ein wenig distanziert. „Wenn Du anfängst, sie kennenzulernen, dann kommst Du mit ihnen klar!“ Natürlich gäbe es wie überall auch nervige Leute. Er hat solche Gäste erlebt. Als sich eines Abends eine Frau mit 3-Gänge-Menü über seine angeblich mangelnde Professionalität aufregte, weil die Gäste am Nebentisch ihr Essen vor ihrem bekam, obwohl sie nur ein Gericht bestellt hatte, warf der Chef sie aus dem Lokal. Zahlen musste sie nicht, aber Thierry bat sie, überall erzählen, dass er sie rausgeschmissen habe. „Solche Personen können den ganzen Abend vermiesen.“ Ein gutes Ambiente ist ihm wichtig und der passende Sound. Mittags duelt so schon mal Georges Brassens durch das Lokal, in der Lautstärke, die Thierry für richtig empfindet.

Seine Leidenschaft – außer der für das Meer – erkennt man an der Flaschenauswahl über der Theke: „Whiskey und Rum sind zwei sehr respektable Alkoholsorten, die sehr stark variieren“, schwärmt Thierry über die breite Geschmackspalette. In seinem Sortiment von 25 bis 30 Flaschen hat er schottische, irländische und japanische Whiskeys. „Es

gibt wirklich mehrere Etappen in der Verkostung“, erklärt er, „je nachdem, wie lange sie offen sind“. Zu den unterschiedlichen Stilen – eher schwerer oder blumig – bietet er den Kunden jeweils die passende Schokolade an.

Thierry lächelt verschmitzt aus müden Augen. Bis fünf Uhr morgens hat er eine private Hochzeitsgesellschaft bewirtet, rund 150 Personen. Seit Kurzem stellt er auch Terrinen und Dips her, Butter mit schwarzen Oliven oder Schnittlauch-Curry, die er auf dem Differdinger Wochenmarkt verkauft. Die acht Tische in der kleinen Brasserie, an denen Platz für rund 20 Gäste ist, und seine kleine Terrasse reichen nicht zum Leben. „Mit dem Bau des Auchan in Differdingen werden wir Gastronomen sicher noch einmal einstecken müssen.“ Der Kuchen werde in Zukunft durch zehn statt durch 15 geteilt, sagt Thierry zerknirscht. Selbst wenn er atypisch und persönlich bleibe in seinem Angebot, würden die Leute natürlich auch zu den Fast-Food-Ketten in dem neuen Konsumtempel pilgern – da macht er sich keine Illusionen. „Deswegen muss ich mein Angebot ausbauen und mich jeden Tag neu erfinden“, weiß der Koch, der seine Produkte eifrig über seine Facebook-Seite bewirbt. „Aujourd'hui ‚Couscous Royal‘ (sans Segolène)“, schreibt Thierry da etwa oder „Der Spargel ist endlich da, kommt vorbei!“ – „Salut, les terriens!“



L'endroit

Pour s'y sentir bien, il faut aimer les intérieurs rustiques, la cuisine traditionnelle, la vie à la campagne. Et il faut savoir (se) déconnecter, car, situé entre champs et forêts à Differdange, proche de la frontière française, le **Bache Jang** est sur réseau Bouygues français, mais sans 4G et sans wifi (photo : GD). Calme assuré sur sa terrasse intérieure, où on entendra à peine quelques oiseaux gazouiller. Ce café-brasserie populaire est à classer historique, car géré depuis 134 ans par la famille Frank-Migot-Huberty. La gérante actuelle, Caroline Huberty, est de la sixième génération et semble bien décidée à donner un nouveau souffle à l'endroit qui était un peu en perte de vitesse. Mais nouveau souffle ne voulant pas obligatoirement dire changement de genre, elle a préféré conserver l'âme du lieu en insufflant aux spécialités maison un plus de qualité et de raffinement. Les produits sont frais et préparés avec finesse, le « Gelli » maison bien assaisonné, la volaille de la bouchée à la reine coupée très fine, sa sauce onctueuse et la pâte croustillante. Le tout servi dans des portions généreuses et accompagné d'une salade qui se permet encore d'être arrosée d'une vinaigrette à l'ancienne. Mention spéciale pour le carpaccio, façon *vitello tonnato*. (facebook.com/Bache-Jang-46682556387) GD

L'événement

Finalement seul à bord de la direction du **Ca(fé)sino** après un démarrage en duo, Johan Herelixka semble redoubler d'idées et d'envie de faire de ce lieu un vrai point de rencontre de la vie citadine (photo : GD). Ainsi, après le grand succès rencontré par des jeudis soirs qui ont donné à Anne Faber, star des rubriques gastronomiques à la télé, la possibilité de déployer ses talents culinaires en sa cuisine, voici qu'il nous propose le jeudi 1^{er} juin une autre soirée originale, en l'occurrence une dégustation de vins et de poissons : DLC et la Garonne. Elle ne nous apprendra non seulement de quel type de pinard accompagner quel poisson, mais aussi que les temps sont loins où on ne pouvait s'imaginer un vin rouge avec un produit de la mer (ni, d'ailleurs, un vin blanc avec un fromage, ce qui est aussi désormais de l'histoire ancienne). Le prix du menu est de 39 euros, les vins en sus. À noter aussi que l'endroit vient d'ouvrir sa jolie terrasse entre l'aquarium et le bâtiment, ce qui permet de se sentir totalement à l'abri du chaos des chantiers environnants. (casino-luxembourg.lu/fr/Ca-fe-sino) GD

L'objet

En apparence, il n'y a rien de plus facile à réaliser que nos « **Kniddelen** » nationales, quenelles qui se composent simplement de farine, de lait, d'œufs et d'un peu de sel. Mais qui n'a pas, jadis, avant que le marché du livre ne soit inondé de guides de cuisine, appelé sa mère en catastrophe pour connaître les mesures et quantités exactes des ingrédients ? Laquelle vous répondait de façon laconique qu'elle n'avait pas besoin de ça, qu'elle le faisait au pif. Plus besoin d'appeler maman, car depuis la semaine dernière les Kniddelen du feu Restaurant Brigitte sont disponibles, prêts à chauffer dans les rayons des supermarchés Cactus sous le label « Lëtzebuergesch Kascht ». Et pour que l'on sache que les spécialités luxembourgeoises ne sont pas des sous-aliments vulgaires, ils ont fait créer des emballages très classe pour leur produits labellisés par la jeune designer Julie Conrad. Que nous avons déjà portraité sur cette page même. Et dont le travail a récemment été remarqué par le magazine de design renommé *Intramuros*. Elle a, en outre, aussi été invitée à participer à la foire « No taste for bad taste », qui a regroupé les noms les plus *trendys* du *french design*. (On peut acquérir les jolies créations de Julie via son site www.julieconrad.lu.) GD